

# Utopia

classics

William Voltz

## DER TRIUMPH

Die gesammelten SF-Stories des bekannten  
PERRY-RHODAN-Autors — 1. Band



PABEL

**Aus der Reihe**

**»Utopia-Classics«**

**Band 22**

**William Voltz**

# **Der Triumph**

**William Voltz**

*Der Autor, der heute zweifellos zu den bekanntesten Persönlichkeiten der deutschen SF-Szene gehört, präsentiert hier den ersten Band seiner gesammelten SF-Erzählungen.*

*Die Story vom 800jährigen Krieg –  
die Story von dem seltsamen Kampfroboter –  
die Story von den Telepathen –  
die Story des Todeskandidaten –  
die Story von der Bevölkerungsbombe –  
die Story vom Psi-Nest –  
die Story von den mutierten Hunden –  
und die Story von der Roboterzivilisation.*



**William Voltz**

# **Der Triumph**

**Utopia-Classics Band 22**

Scan by tigger

Freeware ebook, April 2003

ERICH PABEL VERLAG KG RASTATT/BADEN

UTOPIA-CLASSICS-Taschenbuch  
Erich Pabel Verlag KG, Pabelhaus, 7550 Rastatt  
Copyright © 1980 by Erich Pabel Verlag  
Redaktion: Günter M. Schelwokat  
Vertrieb: Erich Fabel Verlag KG  
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
Oktober 1980

## **INHALT**

Vorwort	Seite 6
Der Triumph	Seite 8
Ernesto, der Ballspieler	Seite 19
Quarantäne	Seite 32
Heimkehr bei Nacht	Seite 48
Die Bevölkerungsbombe	Seite 69
Das PSI-Nest	Seite 89
Der Dreiköpfige	Seite 116
Vorurteile	Seite 137

## *Vorwort*

Der eifrige Büchersammler – und welcher SF-Leser wäre das nicht – kennt und verwünscht die nach den Dimensionen Länge, Breite und Höhe herrschende Unordnung in seinem Bücherschrank. In keiner Beziehung sind Verleger und ihre Hersteller so einfallsreich wie bei der Auswahl des Formats ihrer Produktionen, gleichgültig, ob es sich um Bücher, Paperbacks, Taschenbücher, Hefte oder Magazine handelt. Ein typischer Beweis für diese Behauptung ist jene Zeile in meinem Bücherschrank, in der meine Stories untergebracht sind – ein chaotisches Durcheinander aller nur denkbaren Publikationen, wo doch angeblich alles exakt genormt ist. Daher entspringt die Idee, eine einheitliche Sammlung all meiner SF-Stories in drei Bänden (dies ist der erste) herauszugeben, weniger meinem künstlerischen Ehrgeiz als einem tief verwurzelten Sinn für Ordnung. Die Früchte meines Bemühens sind thematisch und zeitlich recht unterschiedlicher Herkunft. Die jüngste ist die Titelstory und erschien erstmals in ANDROmeda, dem Fanzine des Science Fiction Clubs Deutschland (SFCD), dessen Ehrenmitglied ich zum Kummer einiger Kritiker bin. Diese Story brachte mir viel Lob, aber auch den Vorwurf ein, die Idee sei Joe Haldemann nachempfunden. Dazu kann ich feststellen, daß mit Sicherheit Joe Haldemann auch schon Ideen von mir nachempfunden hat, ohne auch jemals nur eine Zeile von mir gelesen zu haben, geschweige denn, mich zu kennen. (Ein ähnliches Problem hatte ich übrigens mit meiner Story »Der Preis«, die im dritten Sammelband erscheint, dort ist angeblich eine geistige Verwandtschaft mit Clifford D. Simak entdeckt worden). Die zweite Story in diesem ersten Sammelband, »Ernesto, der Ballspieler«, ist eine meiner früher Geschichten aus dem Jahr 1960. Ein Kritiker bescheinigte mir, daß, wenn ich überhaupt gesellschaftskritisch aktiv würde, dies nur mit melancholischen Stories geschehe.

Nun gut, dies ist so eine »melancholische« Geschichte. »Quarantäne« ist ebenfalls eine meiner ersten Stories, sie gehört zu meinen persönlichen Favoriten, weil ich die Pointe für gut gelungen halte und weil sich die ganze Geschichte jederzeit auf ethnische Minderheiten in unserer heutigen Zeit beziehen könnte. Eine typische Invasionsstory ist »Heimkehr bei Nacht«; ich glaube, auf die eine oder andere Weise schreibt jeder SF-Autor einmal eine solche Geschichte. »Die Bevölkerungsbombe« können Sie wieder dem »melancholischen« Teil zurechnen, während »Das PSI-Nest« rein aus der Lust am Fabulieren und wegen ihrer Pointe entstanden ist. Die Story, von der ich annehme (und das wird sicher viele Leser in Erstaunen versetzen), daß sie am ehesten einmal Wirklichkeit werden könnte, ist »Der Dreiköpfige«. Die letzte Story in diesem Band, »Vorurteile«, handelt von Minderheiten und davon, daß der Mensch seine Fehler auf alle möglichen zukünftigen Einrichtungen übertragen könnte. Ich hoffe, daß man *allen* Stories anmerkt, daß sie mit Spaß geschrieben wurden. Auf jeden Fall bin ich immer bemüht, nicht mit erhobenem Zeigefinger herumzufuchtern oder ihn gar in alle möglichen Wunden zu legen.

Heusenstamm, Mai 1980  
William Voltz

## ***Der Triumph***

Das Alarmgeschrei der Totalprothetischen war noch nicht verstummt, als DuLewitt in seiner schimmernden Stützrüstung die Zentrale der LEA betrat und sich an den Kontrollen niederließ. Nichteingeweihte hätten den Kommandanten vermutlich für zumindest vier Fünftel prothetisch gehalten (auch wenn eines der ältesten Flottengesetze besagte, daß Kommandanten nur zur Hälfte prothetisch sein durften – wer, zum Teufel, hielt sich in diesem Krieg noch an die verdammten Gesetze!), aber das war eine Täuschung. DuLewitt war der einzige Mensch an Bord der LEA, der jemals in den Wirkungsbereich eines der geheimnisvollen *Zerträümmerer* der *Yael*s geraten war; dabei war ein Teil seines Skeletts zerstört worden. Für DuLewitt war es ein unschätzbarer Vorteil, so auszusehen, denn er konnte sich zwischen der überdurchschnittlich prothetischen Besatzung bewegen, ohne Neidgefühle zu erwecken.

DuLewitts Stimme klang dumpf unter der Haube hervor.

»Wann habt ihr das Ding geortet?«

Er hatte den Kopf in meine Richtung gedreht, aber die Frage galt zweifellos Mostryn, der die Entdeckung gemacht hatte. Mostryn war zu zwei Dritteln prothetisch, wenn auch auf eine recht unglückliche Weise: Sein Torso war mit einem fahrbaren Untersatz gekoppelt, der wie eine Art Tisch auf Rädern aussah. Es kam immer darauf an, wann es einen erwischte; manchmal ließen die äußeren Umstände und der Zeitdruck keine einwandfreie Prothetisierung zu.

»Vor knapp drei Minuten«, erwiderte Mostryn mit seiner sanften und melodischen Stimme.

DuLewitt beugte sich so hastig nach vorn, daß die Gelenke der Stützrüstung knackten.

»Warum kam der Alarm so spät?« fuhr er uns an.

»Wir dachten, es sei eine harmlose Spionbombe«, erwiderte

ich, obwohl ich als einer der drei Piloten für solche Einschätzungen nicht zuständig war. »Als wir sie neutralisieren wollten, schickte Turner ein routinemäßiges Echosignal hinüber. Dabei stellten wir fest, daß es sich um eine Sonde handeln könnte.«

Eine Zeitlang herrschte Schweigen. Ich spürte das unbestimmte Bedürfnis, aufzustehen und in der Zentrale auf und ab zu gehen. Doch dazu war ich seit sieben Jahren nicht mehr in der Lage, denn ich war ein standortgebundener Zweidrittelprophetisierter, wie es in der offiziellen Flottensprache hieß.

»Eine Sonde«, wiederholte DuLewitt, und jeder in der Zentrale ahnte, was er dachte.

Es war natürlich absurd, auch nur zu hoffen, daß wir den *Triumph* erringen würden, aber der Gedanke daran war wie schleichelndes Gift, und er ließ sich nicht verdrängen. Vielleicht war es *dieser* Gedanke, der die Menschen diesen Krieg überhaupt noch durchstehen ließ, jene seit achthundert Jahren oder noch länger währende Serie von Massakern, die *Yael*s und Menschen untereinander anrichteten.

DuLewitt schaltete die Totalprothetischen ein, aber er hatte Pech und erwischte den verrückten Stanford, der sofort zu kreischen begann: »Schaltet mich ab! Bei allem, was euch heilig ist – schaltet mich ab!«

DuLewitt stieß eine Verwünschung aus. Er wandte sich an Darl Bongor, den Chefmechaniker.

»Ich hatte befohlen, ihn aus dem Kommunikationskreis auszuschließen«, sagte der Kommandant wütend.

Bongor bewegte nervös seine sechs spinnenförmigen Montagearmprothesen.

»Es würde ... Einsamkeit bedeuten!«

»Irgendwann drehen diese Totalprothetischen alle durch«, sagte DuLewitt. »Wir sollten wirklich das Recht bekommen, sie zu eliminieren, wenn es soweit ist.«

Diese Worte waren reine Ketzerei, doch niemand nahm sie

unter den gegenwärtigen Umständen sehr ernst.

Der nächste Totalprothetische, der sich meldete, war Klärchen. Ursprünglich hatte sie zum Ärztepersonal der Achten Flotte gehört, aber nun war sie hier, vielmehr das, was noch von ihr übrig war – ihr Gehirn!

»Ihr kennt unser Problem, Klärchen«, sagte DuLewitt. »Wie weit seid ihr mit den Auswertungen?«

»Um ehrlich zu sein – wir haben überhaupt noch nicht damit angefangen«, entschuldigte sich Klärchen. Sie sprach mit der gleichen Stimme wie alle Totalprothetischen im Bordrechner, aber da an den Kontrollen jeweils das Persönlichkeitssymbol des Sprechers aufleuchtete, wußten wir, mit wem wir es zu tun hatten. »Wir gingen davon aus, daß es eine Spionbombe ist.«

»Fangt an!« befahl DuLewitt.

»Wir sollten das Ding nicht zu nahe an uns heranlassen«, warnte ich. »Immerhin könnte es sich um eine neue Art von Waffe handeln – dann sind wir geliefert.«

»Sei still!« befahl DuLewitt ungeduldig. Er lehnte sich im Sitz zurück.

»Ausgerechnet hier im Haegel-Sektor, wo vor achthundert Jahren alles angefangen hat!« sagte er nachdenklich.

Bongor und ich wechselten einen schnellen Blick. Da war er wieder, dieser unselige Hang des Kommandanten zu metaphysischen Aspekten. Unter dieser schimmernden Stützrustung steckte etwas von einem Philosophen, und das würde uns eines Tages noch das Leben kosten.

Natürlich entsprach die Bemerkung des Kommandanten den Tatsachen. Vor mehr als achthundert Jahren war ein riesiges Siedlerschiff, die ARCHE I, von den *Yael*s überfallen und vernichtet worden. Das hatte diesen schrecklichen Krieg zweier großer Zivilisationen ausgelöst.

Die *Yael*s sind dafür verantwortlich! Das war der erste Satz, den jeder zu hören bekam, den man rekrutierte. Inzwischen hatte dieser Krieg auf beiden Seiten soviel Opfer gefordert, daß

man in unserer Flotte zum Prinzip der Prothesierung übergegangen war. Der dabei inzwischen entwickelte Perfektionismus ließ es zu, daß selbst Halbtote immer wieder »hergestellt« und in den Krieg geschickt werden konnten. Vielleicht hatte der Gegner eine ähnliche Maßnahme ergriffen, denn es sah nicht danach aus, als sei die Zahl der *Yael*s inzwischen entscheidend dezimiert worden.

Die Unfähigkeit einer jeden Seite, den Feind zu besiegen, lag wahrscheinlich auch daran, daß die kämpfenden Parteien nichts voneinander wußten. Noch nie war ein *Yael* in unsere Hände gefallen, und noch nie war ein Mensch von den *Yael*s gefangen genommen worden. Außerdem gab es keinerlei Kriegsbeute – die beiderseitigen Systeme der Selbstvernichtung im Augenblick der Niederlage funktionierten offenbar immer. Davon, ein noch so kleines technisches Gerät der *Yael*s in seinen Besitz zu bringen, träumte jeder Raumfahrer von der Erde, denn das hätte vermutlich eine Wende in diesem Krieg bedeutet.

Auch DuLewitt träumte diesen Traum; allen logischen Erfahrungen zum Trotz hoffte er, daß er es sein könnte, der den *Triumph* errang.

Klärchen meldete sich wieder und unterbrach meine Gedanken.

»Alle Echos deuten darauf hin, daß es *keine* Waffe ist – jedenfalls keine der uns bekannten. Dagegen spricht vieles dafür, daß es sich um eine Sonde handeln könnte.«

»Kommandant!« rief Mostryn.

»Du brauchst mich nicht zu ermahnen«, verwies ihn DuLewitt. »Ich kenne die Risikovorschriften und habe nicht vor, dieses Schiff in eine größere Gefahr zu bringen, als es den Umständen entsprechend erforderlich ist.«

Was für ein Schlauberger! dachte ich wütend. Mit seiner Aussage hatte er sich praktisch alle Manöver offengelassen.

Klärchen sagte: »Gesetzt den Fall, es ist eine Sonde – was

versprichst du dir davon? Sie wird sich in dem Augenblick auflösen, in dem wir uns zu intensiv um sie kümmern. Die Selbstvernichtungsautomatik der Yaels hat bisher noch nie versagt.

»Ich denke, ich bin der Besatzung eine Erklärung schuldig«, sagte DuLewitt. »Bisher waren alle an Bord der Meinung, daß die LEA den Auftrag hat, unsere Nachschubrouten abzusichern. Offiziell tun wir das auch, seit ich vor zwölf Jahren an Bord gekommen bin und das Kommando übernommen habe. Das Oberkommando geht jedoch von anderen Voraussetzungen aus, als hier an Bord bekannt ist. Erinnert euch: Hier im Haegel-Sektor erfolgte vor mehr als achthundert Jahren jener heimtückische Überfall auf die ARCHE I, der den Krieg auslöste. Die Yaels sind dafür verantwortlich. Damals hatten sie ihre Selbstvernichtungsanlagen gewiß noch nicht in allen Raumflugkörpern installiert. Sie haben das zwar schnell nachgeholt, aber das Oberkommando schließt nicht aus, daß es Objekte geben könnte, die der Aufmerksamkeit der Yaels entgingen, sogenannte Irrläufer. Es könnten Sonden sein, von denen die Yaels annehmen, sie seien aufgrund ihres vorprogrammierten Kurses längst in eine Sonne gestürzt. Aber jeder Kurs kann beeinflußt werden, durch einen vorbeiziehenden Kometen, durch einen Meteor oder durch Gravowellen.«

»Hat sich das Oberkommando so weit von den Realitäten entfernt, daß es an einen derartigen Zufall glaubt?« fragte Klärchen bestürzt. »Das käme fast dem Eingeständnis einer Niederlage gleich, denn es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als daß man auf der Erde auf ein *Wunder* hofft.«

»Ja«, sagte DuLewitt matt. »Die Wahrscheinlichkeit, daß wir einen derartigen Irrläufer finden, ist in der Tat sehr gering.«

Bongor beugte sich zu mir herüber und flüsterte mir zu: »Dieser verdammte Esoteriker!«

Die Situation erschien mir immer unwirklicher. Wie konnten

wir jetzt, da dieses Ding sich der LEA immer weiter näherte, die kostbare Zeit mit Diskussionen vergeuden?

»Wir schleusen ein paar Roboter aus, die versuchen sollen, die Sonde unter Kontrolle zu bringen«, befahl der Kommandant.

»Und wenn es eine Falle ist?« protestierte Klärchen. »Der nächste Schritt wird sein, daß du befiehlst, die Sonde an Bord zu holen.«

DuLewitt schien so von der Vorstellung beherrscht zu sein, daß *er* derjenige sein könnte, der den *Triumph* errang, daß er offenbar an nichts anderes mehr denken konnte. Andererseits mußten wir uns fragen, ob das Oberkommando so leichtsinnig sein und einen Labilen als Kommandanten eines Geheimunternehmens einsetzen würde. Aber hatte nicht das Oberkommando selbst den Bezug zur Realität verloren? War dieser unsinnige Auftrag, den man DuLewitt erteilt hatte, nicht der Beweis für eine immer schlimmer werdende Kopflosigkeit im Hauptquartier auf der Erde?

Ich gestand mir ein, daß alle meine Bedenken sehr vordergründiger Natur waren. Tief in meinem Innern fieberte ich wie DuLewitt dem Ausgang dieser rätselhaften Begegnung entgegen, und wie er war ich von der vagen Hoffnung erfüllt, die Besatzung der LEA könnten den ersehnten *Triumph* für sich verbuchen.

Die Fangroboter wurden ausgeschleust. Es waren Bergungsautomaten, die nach Raumschlachten versuchten, Schiffbrüchige zu retten. Ich konnte die unförmigen Maschinen mit ihren tentakelähnlichen Spiralarmen auf den Bildschirmen erkennen. Es waren sechs. Sie bewegten sich im Formationsflug auf die feindliche Sonde zu. Niemand in der Zentrale sprach. Unbewußt warteten wir alle darauf, daß das mysteriöse Objekt sich auflösen und von den Kontrollen verschwinden würde.

Aber die Roboter erreichten es, ohne daß sich diese Befürch-

tung bewahrheitete.

»Mein Gott«, flüsterte Luster Hagen. Dort, wo die Platin-schale über dem zerstörten Gesicht des Stellvertretenden Kommandanten endete, am Stirnansatz, bildeten sich kleine Schweißtropfen. »Sie berühren es!«

Ich biß mir auf die Unterlippe, um nicht aufzuschreien. Wir hatten unsere Unfähigkeit, irgend etwas aus der *Yael*-Zivilisation in unseren Besitz zu bringen, bereits wie ein unumstößliches Naturgesetz akzeptiert.

Und nun sah es so aus, als könnte dieses Gesetz gebrochen werden.

»Was melden die Roboter, Klärchen?« krächzte DuLewitt.

»Sie haben offenbar keine Probleme«, berichtete die Total-prothetische.

Ihr Persönlichkeitssymbol erlosch, und das von Kithänen flammt auf. Es war nicht festzustellen, ob sie dem ehemaligen Admiral freiwillig den Kommunikationsplatz geräumt oder ob er gewaltsam ihre Stelle eingenommen hatte. Kithänen galt auf jeden Fall als Hauptsprecher der Gehirne.

»Ich habe noch immer den Status eines Admirals«, sagte er.  
»Das heißt, daß ich dein Vorgesetzter bin, DuLewitt.«

»Das gilt nicht bei Geheimmissionen«, erwiderte DuLewitt.

»Du bist im Begriff, dieses Ding an Bord holen zu lassen!« warf ihm Kithänen vor. »Dabei handelt es sich offensichtlich um eine Falle. Die *Yael*s haben sich eine Methode ausgedacht, um irgend etwas von unserem Schiff in ihren Besitz zu bringen. Und du gehst ihnen auf den Leim.«

»Wenn das wirklich so ist, wird unsere eigene Selbstvernichtungsanlage verhindern, daß sie Erfolg haben«, erwiderte der Kommandant.

»Entmachtet ihn!« rief Kithänen. »Setzt ihn ab!«

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich begriff, daß diese Aufforderung an die Offiziere der LEA gerichtet war, auch an mich.

Die Stützrüstung klimperte leise, als DuLewitt sich umwandte und uns der Reihe nach ansah.

»Keiner von euch wird es wagen, diese einmalige Chance zu nützen, um sie zu machen«, sagte er bestimmt.

»Admiral«, sagte Hagen verzweifelt, »wir müssen das Risiko eingehen.«

Inzwischen hatten sich die Roboter um die Sonde gruppiert, als wären sie ein Stück von ihr. Sie bugsierten sie auf die offene Hangarschleuse der LEA zu.

»Seit mehr als achthundert Jahren wird gemordet und zerstört«, sagte DuLewitt verbissen. »Die *Yael*s sind dafür verantwortlich. Sie haben diesen Krieg begonnen. Nun werden wir endlich etwas über ihre Technik erfahren. Das ist unser *Triumph!* Er wird die entscheidende Wende in diesem Krieg herbeiführen.«

Kithänens Persönlichkeitssymbol erlosch. Die Leuchtsegmente blieben dunkel. Ich begriff, daß der Kommandant die Verbindung zu den Totalprothetischen abgeschaltet hatte. Sie konnten nun keinen Einfluß mehr auf das Geschehen nehmen.

DuLewitt schaltete auf Interkomverbindung in den Hangar und fragte nach dem Dienstuendenden Techniker. Knut Alberson, ein einarmiger Riese mit einer Plastikschulter, meldete sich.

»Sollen wir den Hangar räumen?« erkundigte er sich.

»Genau das sollt ihr nicht tun«, erwiderte der Kommandant. »Sobald die Schleuse geschlossen ist, beginnt ihr mit den Untersuchungen. Ich erwarte ein einwandfreies Bild über Bordfunk. Laßt eure Anzüge geschlossen.«

Alberson, eines der wenigen Besatzungsmitglieder der LEA, das nur ein Drittel prothetisch war, zeigte Anzeichen einer beginnenden Panik. »Wir können hier nicht bleiben!« schrie er.

»Ich befehle es!« DuLewitt zeigte plötzlich eine Haltung, die ich immer an ihm vermisst hatte – die des kompromißlosen

Kommandanten. Vielleicht verbarg sich hinter seiner Rüstung noch mehr als ein knochenloser schwammiger Körper.

Wir saßen wie erstarrt da und beobachteten über die Bildschirme, wie die sechs Roboter mit der Sonde in den Hangar glitten.

»Sie sieht nicht so fremdartig aus, wie wir immer dachten, daß *Yael*-Technik sein könnte«, meldete Alberson gefaßt. »Aber ich finde, daß sie außerordentlich primitiv wirkt.«

Der Kommandant lachte gerngschätzsig. »Sei nicht voreilig in deinem Urteil, Knut.«

Die Roboter zogen sich zurück, und die Techniker mit ihren Geräten und Werkzeugen näherten sich der Sonde. Die Geschwindigkeit, mit der sich alles abwickelte, erschien mir im höchsten Maß widersinnig, denn anstelle dieser unvernünftigen Eile wäre behutsame Vorsicht richtiger am Platz gewesen. Aber vielleicht hatten wir unbewußt alle schon zu lange auf den *Triumph* gewartet. Das mochte die Hast erklären, in der wir nun handelten.

»Es scheint sich um eine Art Behälter zu handeln«, berichtete Alberson. »Mit einem eher einfachen Verschlußmechanismus. Kommandant, wenn das alles ist, was die *Yael*s aufzubieten haben, dann frage ich mich, warum wir sie bisher nicht schlagen konnten.«

»Spar dir deine Überlegungen«, empfahl ihm DuLewitt.

Die Untersuchungen wurden fortgesetzt. Ich starnte auf den Bildschirm und versuchte, Ordnung in meine Gedanken und Gefühle zu bringen. Ich sah, daß Alberson und sein Team die Sonde öffneten, ohne daß irgend etwas Bedrohliches geschah. Die Unkompliziertheit, mit der alles ablief, war geradezu überwältigend. Aber gerade sie ließ mein Unbehagen wachsen.

DuLewitt schien ähnlich zu denken, denn er sagte: »Wenn ihr irgend etwas entdeckt, das wie eine Waffe aussieht, brecht die Arbeiten sofort ab.«

»Im Innern der Sonde befindet sich etwas, das wie eine Tonspule aussieht«, berichtete Alberson mit leiser Stimme.

Ich hörte jemand gereizt auflachen.

»Wie kommst du auf die Idee, daß es eine Tonspule sein könnte?« fragte der Kommandant. »Du solltest dich exakter ausdrücken.«

»Vielleicht schicken sie uns eine Botschaft«, mischte sich Luster Hagen ein.

»Es ist wirklich eine Tonspule«, bestätigte nun Alberson. »Reichlich einfach und primitiv, aber ich glaube fast, daß wir in der Lage wären, sie abzuspielen.«

»Die Kapitulation«, sagte Mostryn spöttisch. »Hoffentlich verstehen wir die Sprache der *Yael*s.«

Ich sah, daß im Hangar Bewegung entstand. Ein Mann brachte ein Wiedergabegerät und baute es neben der Sonde auf.

»Ich glaube nicht, daß wir sie abspielen können«, sagte Alberson. »Trotzdem wollen wir einen Versuch machen.«

Wir konnten sehen, daß er die Spule einlegte – Szenen wie Ausschnitte aus einem Traum –, dann trat er einen Schritt zurück. Aus den Empfängern innerhalb der Zentrale erklang ein dumpfes Rauschen und wie aus weiter Ferne sagte eine *menschliche* Stimme:

»... endlich unser Zielgebiet im Haegel-Sektor erreicht. Die Tatsache, daß die Welt, die als Kolonie ausgesucht wurde, von fremden Intelligenzen bewohnt war, hat uns alle schwer getroffen. Die Entscheidung von Kommandant Sanghor, diese Wesen mit biochemischen Kampfmitteln auszurotten und den Planeten damit für uns freizumachen, war nur den Offizieren bekannt, aber ich weiß nicht, ob wir anderen, wenn wir davon erfahren hätten, stark genug für einen Protest gewesen wären. Zu sehr sehnten wir uns nach der langen Zeit im Weltraum danach, diese Welt in unseren Besitz zu bringen. Nun wissen wir, daß wir einen schlimmen Fehler gemacht haben. Raumschiffe der Fremden sind aufgetaucht und haben unser Schiff

umzingelt. Sie werden das Ende ihrer Artgenossen rächen. Ich hoffe, diese Nachrichtensonde noch rechtzeitig in den Welt-  
raum schießen zu können, bevor die ARCHE I zerstört wird  
...«

## *Ernesto, der Ballspieler*

Lester Westmore stand am Fenster und beobachtete eine Gruppe von Kampfrobotern, die quer über den Hof zum Verladeplatz marschierten. Die Sonne blitzte auf den ovalen, blanken Metallkörper und nahm damit der exakten Marschordnung etwas von ihrer militärischen Wirkung. Die Waffen waren noch nicht in den Armstummeln der Maschinen verschraubt. Während des Transports sollten Beschädigungen vermieden werden. Später, wenn die robotischen Soldaten ihren Bestimmungsort erreicht hatten, vollendete ein Monteur das grundlegende Werk der Fabrik. Die Hände der Roboter bestanden jetzt nur aus Greifzangen, mit denen sie sich während ihrer Reise festhaken mußten.

Westmore nickte befriedigt. Seit er technischer Direktor geworden war, hatte das Werk seine Leistungskapazität fast verdoppelt. Sie stellten jeden Tag über tausend Kampfroboter her.

Westmore war ein unersetzer Mann von großer Vitalität. In seinem runden Gesicht wirkte die scharfe Hakennase unnatürlich. Er trug eine Kunstfaserperücke, die nach der neuesten Mode gescheitelt war.

Die kleine Gruppe hatte jene Stelle im Hof erreicht, wo sie zum Verladeplatz abbiegen mußte.

Da kam der Ball von der Straße über die Hofmauer geflogen. Eine kleine, farbige Kugel, die den Robotern entgegenhüpft. Westmore hörte das enttäuschte Geschrei der Kinder von der Straße her. Sie wußten, daß ihr Spielzeug hinter den grauen Absperrungen der Fabrik verloren war.

Der Direktor, der sich gerade vom Fenster abwenden wollte, erstarrte inmitten seiner Bewegung. Mit offenem Mund blickte er auf die Betonfläche hinunter.

Einer der Roboter hatte sich von der Truppe getrennt. Etwas tolpatschig lief er hinter dem Ball her. Westmore vergaß zu

atmen. So etwas gab es doch gar nicht.

Der Robot hob die Gummikugel auf und hielt sie unschlüssig in seiner Greifzange. Westmore riß das Fenster auf. Bevor er damit fertig war, hatte die Maschine den Ball zurück auf die Straße geworfen. Ein Triumphgeschrei der Kinder begrüßte das verlorene geglaubte Spielzeug.

Westmore schluckte. Er schloß das Fenster wieder. Hastig griff er zum Telefon. Seine dicken, künstlich gebräunten Hände zitterten.

»Hallo, Wally!« Er räusperte sich nachdrücklich. »Schicken Sie mir sofort Lippert und Morenio herauf.«

»Sofort, Sir«, beeilte sich Wally zu antworten.

Westmore ließ sich ächzend in den pneumatischen Sessel hinter dem Tisch niedersinken.

Was er soeben erlebt hatte, war nach den Gesetzen der Roboter unmöglich. Nichts konnte einen Kampfroboter zu einer solchen Handlung veranlassen. Die Maschinen wurden gebaut, um zu kämpfen und zu zerstören. Sie erhielten eine entsprechende Programmierung, die jeden Fehler ausschloß. Der K-Typ mußte den Feind schädigen, wann immer er auf ihn stieß.

Das Zurückwerfen des Balles – allein schon das Aufheben – war eine eigenmächtige Tat, die weit über das Aufgabengebiet dieser Roboter hinausging. Selbst für einen D-Typ – einen Dienstroboter – wäre dieses Geschehen noch ungeheuerlich gewesen.

Westmore schnaubte verwirrt.

Morenio und Lippert, die beiden Robotpsychologen, kamen herein.

Morenio war ein kleiner, knochiger Mann, mit einer wippenden Haartolle über der Stirn. Er hatte die Angewohnheit, seinen Mund während des Sprechens in die Breite zu ziehen.

Lippert hingegen war groß und ruhig, beinahe phlegmatisch. Sein Gesicht wirkte wie von einer Schablone gestanzt. Er hatte stets Gummibonbons bei sich, von denen er bei jeder Gelegen-

heit eines im Mund herumschob. Es gab ihm das Aussehen eines wiederkäuenden Büffels. Die Beschäftigung mit Robotern, das war die Meinung des Mannes von der Straße, schuf skurrile Menschen, die den Umgang mit ihren eigenen Artgenossen mieden.

Morenio schoß auf Westmore zu. Seine Augen funkelten gereizt.

»Wir stecken bis über beide Ohren in Arbeit, Lester.« An Morenios Größe gemessen, erschien dem Direktor die Arbeit nicht zuviel. »Sie holen uns einfach zu einer Konferenz herauf. Was bedeutet das?«

Fasziniert beobachtete Westmore das Zusammenwirken von Haartolle und Mund des Robotpsychologen. Mit schlenkriegen Bewegungen trat Lippert neben seinen Kollegen. Er fischte ein blaues Gummibonbon aus der Kitteltasche und betrachtete es nachdenklich. Voller Behagen schob er es sich in den Mund.

»Gerade habe ich gesehen, wie einer unserer Kampfroboter einen Ball aufhob, den Kinder hereingeworfen haben«, eröffnete er den beiden Spezialisten.

»Das soll wohl ein Witz sein?« erkundigte sich Morenio aufgebracht.

Lippert sah ihn beunruhigt an und sagte gar nichts.

»Der Witz hat noch eine Pointe«, verkündete Westmore gereizt. »Der K-Typ hat den Ball an die Kinder zurückgegeben.«

Der keine Morenio stürzte zum Fenster. Der Hof war jetzt leer. Der Lärm der spielenden Kinder klang schwach zu ihnen herauf.

»Sie meinen, er hat ihn wieder über die Mauer geworfen?« fragte Morenio leise.

Westmore nickte. »So war es«, verkündete er.

»Zweifellos haben Sie sich getäuscht, Lester«, bemerkte Morenio.

Westmore hieb mit seiner fleischigen Faust auf den Tisch.

Die diversen Bürogegenstände vibrierten. Die Augen des Direktors glitzerten kalt.

»Ich bin kein Wissenschaftler«, sagte er verächtlich. »Als technischer Leiter dieses Projekts kann ich jedoch meinen Augen vertrauen.«

Lippert brachte irgendwo zwischen Zunge, Zähnen und Bonbon ein geringschätziges Brummen hervor.

Morenio lief einige Male durch das Zimmer, dann sagte er: »Sie wissen, daß es vollkommen unmöglich ist, Lester.«

Mit einem Ruck sprang Westmore auf. Er kam um den Tisch herum. Seine Jacke war geöffnet und gab den Blick auf ein sauberes Hemd frei.

»Ich verlange, daß Sie beide der Angelegenheit nachgehen«, fauchte er. »Selbst wenn Sie denken, daß ich einer Halluzination zum Opfer gefallen bin – greifen Sie ein. Ich lasse die Serie stoppen, wenn Sie nicht sofort etwas unternehmen. Finden Sie diesen Burschen heraus, bevor man ihn in den Wagen verladen hat. Lassen Sie ihn heraufbringen, dann werden wir feststellen, ob ich verrückt bin.«

Morenio hob seine dünnen Schultern. »Also gut«, sagte er. »Sie sind der Chef.«

Er griff zum Telefon.

»Hallo, Wally! Morenio spricht. Verbinden Sie mich bitte mit der Werkstatt, am besten mit Brandmeyer.«

Er hielt die Sprechmuschel mit der Hand umschlossen und grinste schadenfroh.

»Brandy wird ganz schön toben, wenn ich ihm davon erzähle«, meinte er. Dann sprach er wieder in das Telefon.

»Okay, Brandy! Morenio hier. Stoppen Sie sofort die letzte K-Truppe am Verladeplatz. Versuchen Sie herauszufinden, ob einer der Roboter mit einem Ball gespielt hat.«

Aus dem Hörer kamen Laute, die sich Westmore gut als tobendes Gebrüll von Brandmeyer vorstellen konnte. Lippert beobachtete die Szene gelassen.

»Was heißt hier betrunken?« schrie Morenio in diesem Augenblick in den Apparat. »Ich bin mit Lippert beim Chef. Lester hat es selbst gesehen.«

Er hielt wieder die Muschel zu und sagte langsam zu Westmore: »Er fragt, ob er Ihnen ein Cola herauf schicken soll?«

Westmore warf seinem Mitarbeiter einen wütenden Blick zu. »Geben Sie her«, befahl er und übernahm das Gespräch.

Lippert zwinkerte Morenio zu. Mit gleitenden Handbewegungen strich er über das stoppelartige Chaos auf seinem quadratischen Schädel.

Westmore hörte den Verlademeister am anderen Ende der Leitung herumbrüllen. Brandmeiers Einschätzung seiner Vorgesetzten ließ nicht gerade auf Respekt schließen. Als er begann, Vergleiche zwischen Westmores Vorfahren und einer besonderen Art von Tieren zu ziehen, unterbrach in der Direktor mit einem sanften: »Hier spricht Westmore.«

Für einen Moment war todesähnliche Stille in dem Apparat. Morenio kam lauernd heran.

»Nun gut, Chef«, erklang niedergeschlagen Brandmeiers Stimme. »Ich will nachsehen, ob an der Sache etwas dran ist.«

»Beeilen Sie sich«, forderte Westmore. »Schicken Sie den Kerl herauf, wenn Sie ihn gefunden haben.«

Er hängte ein.

»Haben Sie sich schon überlegt, wie so etwas passieren konnte?« fragte er die beiden Psychologen.

»Es wäre das Ende der Robotik«, sagte Morenio kläglich. »Sie müssen sich ganz einfach getäuscht haben.«

Lippert machte ein Geräusch wie ein magenkrankes Lama. In seinem Fall konnte man das durchaus als Zustimmung für Morenios Behauptung betrachten.

Westmore nahm wieder in seinem Sessel Platz. Seine Erregung hatte sich gelegt. Er verschränkte die Finger und sah die Spezialisten an.

»Vielleicht hat man ihm eine falsche Programmierung eingebaut«, sprach er einen Verdacht aus. »Er könnte für einen K-Typ zuviel an Selbständigkeit besitzen.«

»Auf keinen Fall«, widersprach Morenio energisch. »Sie wissen doch, Lester, daß wir gerade darauf achten, daß sie eigenständiges Denken unterlassen. Ihre Intelligenz ist gering und nur darauf eingerichtet, den Gegner zu vernichten. Es geht einfach über die Programmierung hinaus, daß einer von ihnen nach einem Ball greift.«

Er war zum Fenster zurückgekehrt. Plötzlich preßte er beide Hände gegen die Scheiben.

»Das darf doch nicht wahr sein«, stöhnte er. »Da kommt Brandy mit einem K-Typ über den Hof zu uns herüber.«

Westmore und Lippert traten neben ihn und blickten ebenfalls hinunter. Der Direktor glückste befriedigt.

»Sie sehen, daß ich recht hatte«, murmelte Westmore, dessen Triumph von seiner aufkommenden Unruhe unterdrückt wurde.

Sie warteten schweigend, bis Brandmeyer in Begleitung eines Kampfroboters in den Raum trat. Der Verlademeister machte einen unsicheren Eindruck. Sein gerötetes Gesicht wirkte verzerrt. Man sah ihm an, daß er lieber woanders gewesen wäre.

»Das ist Ernesto, der Ballspieler«, stellte er säuerlich vor.

Morenio ächzte, und Lippert sagte: »Ach du meine Güte!«

Ernesto, wie ihn Brandmeyer genannt hatte, sah eigentlich ziemlich harmlos aus. Sein Kopf war oval bis zum Halsansatz, wo er scharfkantig abgewinkelt war. Der Sehschlitz oder besser die Öffnungen der elektronischen Ortungs- und Spürgeräte waren ein schwarzer Strich in dem bläulichen Metallgesicht. Ernestos gepanzter Rumpf erinnerte an einen umgestülpten riesigen Fingerhut. Seine Beine waren von stabilen Gelenken unterbrochen. Er bewegte sich auf großen, frei gelagerten Raupen, die ihm gestatteten, jede Unebenheit zu überwinden.

Westmore sah das Metallgebilde sorgfältig an.

»Ich muß etwas trinken«, meinte Brandmeyer. »Ich bin völlig fertig.«

»Wie wäre es mit einem Coca-Cola?« schlug Westmore freundlich vor.

Brandmeyer errötete. »Mit Schuß?« fragte er hoffnungsvoll.

»Lassen Sie sich von Wally bedienen«, sagte Westmore.

Der Verlademeister, den die Weiterentwicklung dieser Situation mehr als jedes Getränk interessiert hätte, verschwand mit unzufriedenem Gesichtsausdruck.

»Du bist also Ernesto?« wandte sich Westmore an die Maschine.

»Gewiß, Sir«, kam die höfliche Antwort. Ernesto besaß nicht die feinmodulierte Stimme eines D-Typs, aber man konnte ihn immerhin verstehen. Seine Sprechsanlage war auch nicht zur Konversation geschaffen worden. Im Kampf genügte es, wenn man Befehle brüllen konnte.

Westmore warf einen kurzen Blick zu dem Ventilator hinauf.

»Du hast einen Ball aufgehoben und auf die Straße geworfen?«

Morenio beugte sich etwas vor, und Lippert stellte seine Kaubewegungen während der Antwort des Roboters sogar völlig ein.

»Richtig, Sir«, gab Ernesto zu. Er stand unbeweglich da. Er war so groß wie Lippert, aber viel breiter.

»Warum hast du das getan?« fragte Westmore.

»Es war ein freundlicher Akt, Sir«, erwiderte der Robot gleichförmig.

»Ein freundlicher Akt«, wiederholte Morenio mit Tränen in den Augen. »Er ist ein *Kampfrobot!*«

Lippert verschluckte einen Bonbon, um die folgenschwere Bemerkung verständlich werden zu lassen: »Das überlebe ich nicht.«

Völlig unbeeindruckt von solch düsterer Prophezeiung, fuhr Westmore in dem Verhör fort.

»Ernesto, du bist ein Kampfrobot. Weißt du das?«

»Natürlich, Sir«, sagte Ernesto eifrig.

»Wozu haben wir dich geschaffen?«

»Um unseren Gegner zu vernichten, Sir – wann immer ich auf ihn treffe.«

»Sehr gut!« Westmore nickte den Robotpsychologen zu.

»Das Aufheben des Balles liegt außerhalb deiner Programmierung. Es trägt nicht zur Vernichtung des Feindes bei.«

»Ich würde sagen, doch, Sir«, widersprach Ernesto höflich.

Die beiden Robotpsychologen rückten wimmernd von der Maschine ab. Morenio murmelte etwas von einer einsamen Insel im Pazifik, auf der er in Zukunft dahinvegetieren wollte – nur von Kokosnüssen und Fischen lebend. Lippert hingegen schien sich auf sein baldiges Ableben vorzubereiten.

Der Direktor schien als einziger unberührt. Das war weniger auf seine guten Nerven, als auf die Tatsache, daß er von Robotik nichts verstand, zurückzuführen.

»Kannst du mir vielleicht deinen Standpunkt erklären, Ernesto? Was hat dich zu dieser Tat veranlaßt? In welcher Form willst du damit unserem Gegner Schaden zufügen?« So prasselten Westmores Fragen auf den K-Typ ein.

Der Sehschlitz des Roboters funkelte rötlich.

»Gewiß, Sir!« Ernesto verbeugte sich etwas, was ihn in Westmores Augen als Kampfrobot nicht gerade glaubwürdiger machte. »Wie Sie wissen, stellen unsere Feinde ebenfalls Kampfmaschinen her. Keiner dieser Roboter käme auf den Gedanken, Kindern etwas Gutes zu tun. Nein, die Jugend wird von unserem Gegner frühzeitig auf den Krieg vorbereitet. Wenn wir also unseren Kindern zeigen, daß wir bereit sind, Gutes zu tun, werden wir sie für uns und unsere Überzeugung gewinnen können.«

Westmore starnte ihn sprachlos an. Er versuchte, das eben Gehörte zu verdauen. Morenio glaubte zu träumen, und Lippert mußte sich mit den Händen auf den Tisch stützen.

Der Direktor stotterte: »Wie bist du auf diese Idee gekommen?«

Ernesto schwieg einen Augenblick.

»Es war keine Idee, Sir. Sie sollten wissen, daß Roboter keine Einfalle haben. Wir handeln logisch«, sagte er schließlich.

»Wir reden aneinander vorbei«, stellte Westmore fest. »Ich will es anders ausdrücken. Als du den Ball gesehen hast, was geschah da?«

»Ich bin ihm nachgelaufen und habe ihn zurückgeworfen«, erklärte der Roboter geduldig. »Ich habe das bereits berichtet, Sir.«

Westmore machte einen Satz auf ihn zu und klopfte mit dem Knöchel gegen den Metallschädel. Es gab hohle, dumpfe Geräusche.

»Was ging da drinnen vor, als die Kugel gerollt kam?« schrie er.

»Sir!« Westmore hätte geschworen, daß die Stimme des K-Typs vorwurfsvoll geklungen hatte. »Der Ball war da – und ich ging hin.«

»Bevor du das getan hast, gab es da schon einmal ähnliche Vorfälle mit dir?«

»Keineswegs, Sir«, versicherte Ernesto. »Bis zu diesem Zeitpunkt lag ja auch kein Grund für mein Eingreifen vor.«

Westmore schien einen glänzenden Einfall zu haben. Er kratzte auf seiner Perücke herum und lächelte dünn.

»Wie kam es, daß ausgerechnet du dem Spielzeug nachgelaufen bist? Die anderen haben sich nicht darum gekümmert. Sie sind Kampfroboter wie du. Sie glauben demnach nicht, daß eine solche Tat wertvoll sei.«

Gelassen erwiderte Ernesto: »Ich hoffe, daß sie früher oder später *alle* dahinterkommen, was gut für uns ist und was nicht.

Schockiert zog Westmore sein Genick ein. Er sah sich bereits als arbeitslosen Hausierer durch die Gegend ziehen, während

die von ihm hergestellten Kriegsmaschinen Seilspringen und Ballwerfen übten.

Morenio benutzte die Pause, um sich an Westmore vorbeizuschieben. Seine prächtige Haartolle sah etwas kümmerlich aus. Er tippte dem K-Typ sachte gegen die Brust.

»Paß auf, mein Junge«, sagte er forsch. »Ich will dir sagen, warum du den Ball geschnappt hast! Einer der Arbeiter hat es dir befohlen.«

»Nein, Sir!« versteifte sich Ernesto.

Lippert stöhnte laut. »Stell sofort dein Hörzentrum ab«, befahl Morenio. »Du darfst es nur einschalten, wenn ich dir auf die Schulter klopfe.« Seine geringe Körpergröße schien ihm einzufallen, und er fügte hastig hinzu: »Lippert wird klopfen.«

»Jawohl, Sir«, sagte Ernesto bereitwillig. »Ihr Befehl ist ausgeführt.«

Morenio nickte befriedigt. Er wandte sich an die anderen Männer.

»Bevor ich restlos überschnappe, wollen wir einen Test vornehmen«, schlug er vor. »Der Bursche kann uns jetzt nicht hören, Lester. Lassen Sie doch bitte einen M-Typ heraufkommen.«

»Sie meinen, einen Roboter, der wie ein Mensch aussieht?«

»Ja, beeilen Sie sich.«

Westmore griff zum Telefon. »Was haben Sie vor?« fragte er dabei.

»Das werden Sie gleich sehen«, sagte Morenio.

Jemand klopfte gegen die Tür. Gleich darauf trat ein junger Mann in den Raum. Er war gut gebaut. Seine Augen glitzerten unternehmungslustig. Er bewegte sich mit einer nachlässigen Eleganz.

»Guten Tag, meine Herren«, grüßte er höflich. »Man sagte mir, daß ich erwartet werde.«

»Er soll gefälligst diesen Blödsinn lassen«, schnauzte

Westmore. Er hatte nicht gleich erkannt, daß der Knabe identisch mit dem angeforderten M-Typ war. Das machte ihn ärgerlich. Die M-Typen wurden als Butler und Chauffeure verkauft. Sie besaßen eine gehörige Portion Bildung und verfügten über ein großes Wissen. Ihre Fähigkeiten entsprachen denen eines perfekten Dieners.

Morenio nickte Lippert zu, und dieser versetzte Ernesto einen Schlag, bei dem der Roboter leicht schwankte.

»Kannst du mich wieder hören, Ernesto?« fragte Morenio.

»Jawohl, Sir!«

Morenio lief durch das Zimmer, auf den M-Typ zu.

»Dieser junge Mann ist einer unserer Gegner, Ernesto. Ich befehle dir, ihn zu vernichten«, rief er laut.

Westmore schnappte nach Luft. Das war ja ein kostspieliger Test.

Doch Ernesto tat zunächst nicht viel.

»Warum sollte ich ihn töten, Sir?« fragte er ruhig.

»Deine Programmierung befiehlt dir, den Gegner zu vernichten, wann immer du auf ihn triffst«, schrie Morenio außer sich.  
»Dort ist dein Feind! Worauf wartest du noch?«

Ernesto blieb stehen, als sei er einbetoniert. Nur sein Arm hob sich etwas hilflos.

»Offensichtlich bedeutet dieser Mann keine Gefahr für uns, Sir«, sagte er. »Es wäre unnötig und schädlich, wenn ich ihn töten würde.«

Lippert, dem diese erstaunlichen Geschehnisse anscheinend einen Teil seines Lebenswillens zurückgegeben hatten, mischte sich ein.

»Erkläre uns das ausführlicher«, verlangte er von dem Roboter.

»Wenn ich über den Gefangenen herfalle, Sir, dann wird das bei unserem Gegner Racheakte auslösen, die uns bestimmt keine Freude bereiten werden. Es wäre vielleicht besser, diesen Mann davon zu überzeugen, daß wir an einem Ende des

Krieges interessiert sind. Auf den Jupitermonden ist Platz für uns alle – warum sollten wir also darum kämpfen? Sir, Sie wissen von unseren schweren Verlusten. Unseren Widersachern wird es nicht anders ergehen. Hier bietet sich uns eine Chance, zu einer echten Entspannung zu gelangen. Lassen wir den Fremden doch frei und schicken ihn zu seinen Befehlshabern. Er soll dort berichten, daß wir zu Friedensverhandlungen bereit sind.«

Es war sehr still in dem Raum. Jeder vermied es, den anderen offen anzusehen.

Endlich sagte Westmore: »Es ist offensichtlich, daß er *denkt*. Ein *denkender Kampfroboter*, das ist zuviel.«

»Ein fürchterlicher Fehler, Lester«, flüsterte Morenio. »Das darf sich nicht wiederholen.«

Er machte sich an Ernesto zu schaffen. Schließlich hielt er ein kleines Rädchen hoch.

»Ich habe ihn kurzgeschlossen«, gab er bekannt. »Wir werden ihn reparieren, und er wird wieder ein brauchbarer, vernünftiger Kampfroboter sein. Nicht wahr, Ernesto?«

Der K-Typ gab keine Antwort. Für die Begriffe der Robotik war er tot. Das Leuchten in seinem Sehschlitz war erloschen.

Westmore wandte sich an den M-Typ.

»Ich habe einen Auftrag für dich«, sagte er.

Westmore, Lippert und Morenio standen am Fenster, als Brandmeyer eine neue Gruppe von Kampfrobotern über den Hof führte.

»Jetzt müßte er gleich werfen«, sagte Morenio aufgereggt.

Im gleichen Augenblick flog ein Ball über die Mauer. Diesmal hatte ihn der M-Typ auf Westmores Befehl hereingeworfen. Der Roboter hatte gut gezielt, denn die farbige Kugel rollte genau auf die marschierenden Maschinen zu.

Atemlos beobachteten die drei Männer das weitere Geschehen.

Keiner der Roboter löste sich aus der Reihe. Gleichmäßig

waren ihre Schritte. Metallene Beine trafen den Ball, der auf und niederhüppte. Erbarmungslose Raupenfüße schubsten ihn davon, ließen ihn tanzen und sich drehen.

Schließlich zerstampften sie ihn. Die Luft entwich, und es war nur noch ein plattes, aufgerissenes Stück Gummi, was dort unten lag. Keiner der Roboter beachtete den Vorgang.

»Ernesto war der einzige und letzte Ballspieler, darauf können Sie sich verlassen, Lester«, versicherte Morenio.

Der Direktor trat zum Telefon. Er sagte nichts. Morenio schien darüber enttäuscht zu sein.

»Hallo, Wally«, sagte Westmore müde in die Muschel.  
»Sehen Sie nach, ob Brandmeyer noch etwas zum Trinken übrig gelassen hat. Bringen Sie es mir herauf, bitte.«

Etwas später, als er das Getränk in der Hand hielt, prostete er dem stummen Kampfroboter zu.

»Auf Ernesto, den Ballspieler«, sagte er. Langsam trank er aus. »Den ersten und letzten.«

Schweigend sah er zu, wie Morenio und Lippert den Robot hinausschafften.

## *Quarantäne*

Das Kaninchen saß in der Abendsonne vor seiner Höhle und döste. Es hatte sich zu einer Pelzkugel zusammengerollt, von der sich nur die Ohren abhoben.

Ich wußte nicht, wieviel Kaninchen es auf der Insel gab. Vermutlich hatte man sie vor meiner Ankunft hier abgesetzt, um mir die Gelegenheit zur Jagd zu geben. Zwischen den Bäumen hindurch beobachtete ich das kleine Tier. Es bot ein friedliches Bild. Seine schwachen, primitiven Gedankenimpulse waren als zaghaftes Pochen in meinem Gehirn zu spüren. Es waren instinktive Gefühle, aus denen man deutlich die schlaftrige Zufriedenheit des Kaninchens erkennen konnte.

Ich nahm einen Stahlpfeil aus dem Köcher. Man hatte mir keine Feuerwaffen überlassen.

Wenn ich angestrengt lauschte, konnte ich das Plätschern der Wellen hören. Die Sonne sank tiefer auf das Meer hinab und schuf eine glitzernde Bahn auf dem Wasser. In den Zweigen zwitscherten einige Vögel. Sie hatten sich so an mich gewöhnt, daß sie kaum noch Furcht verspürten. Ich war ein Teil ihrer Einsamkeit, wie sie ein Teil der meinen waren.

Ich spannte den Bogen. Es ist erstaunlich, was man alles lernen kann, wenn man darauf angewiesen ist. Ruhig senkte ich die Waffe gegen das Ziel.

Der Pfeil schnellte davon. Von einem Moment zum anderen brachen die zaghaften Denkvorgänge des Tieres ab. Es machte einen kleinen Satz, und sein plötzliches, kurzes Schmerzgefühl drang bis zu mir durch, obwohl ich mich abgeschirmt hatte. Ich zuckte zusammen.

Langsam ging ich zu meiner Beute hinüber. Ich zog den Pfeil aus dem warmen Körper. Beim erstenmal war es mir dabei schlecht geworden. Mit oft geübten Griffon befestigte ich das Tier an meinem Gürtel. Ich steckte den Pfeil zurück in den Köcher und nahm den Bogen über die Schulter.

Ohne Eile durchquerte ich den kleinen Wald. Auf der anderen Seite stand der Bungalow zwischen den Bäumen. Er ruhte auf vier Betonsockeln, die ihn vor Feuchtigkeit schützen sollten. Vom Boden führte eine Treppe aus Holz zur Eingangstür. Das kleine Haus hatte zwei Fenster, eines zum Meer, das andere zum Wald. Drei Zimmer standen mir zur Verfügung. Eines davon hatte ich zum Kochen eingerichtet. Im zweiten schlief ich. Das letzte stand leer. Ich besaß nichts, was ich darin aufbewahren konnte. Ironisch nannte ich es das Gästezimmer. Grob geschätzt war die Insel etwas über einen Quadratkilometer groß. Über ihre geographische Lage konnte ich nichts sagen, denn man hatte mich bei Nacht hier abgesetzt. Niemand hatte es für nötig gehalten, mir zu erklären, wo das Eiland lag. Ich verstand nichts von Astronomie, sonst hätte ich vielleicht meinen Standort nach den Gestirnen bestimmen können.

Ich hatte die Treppe erreicht und warf automatisch einen letzten Blick hinaus auf das Meer.

Da sah ich das Schiff!

Es war nur ein winziger, schwarzer Fleck auf dem Wasser. Ich setzte mich auf die oberste Stufe und beschattete meine Augen mit der flachen Hand.

Ich bekam Besuch.

Natürlich konnten sie mit dem großen Schiff nicht bis an die Insel herankommen. Sie würden wahrscheinlich ein Beiboot aussetzen und an Land rudern. An diesem Abend konnten sie jedoch nichts mehr unternehmen, denn es wurde schon langsam dämmrig. Wahrscheinlich würden sie am Morgen kommen, im grauen Dunst, der dann überall lagerte.

Sie waren noch viel zu weit entfernt, so daß ich keine Gedankenströme empfangen konnte. Ich richtete mich auf und ging in den Bungalow zurück. Ich löste das Kaninchen vom Gürtel und legte es auf den Tisch. Nun verspürte ich kein Verlangen mehr nach frischem Fleisch.

Glaubten sie etwa, daß dieser Platz immer noch nicht sicher

genug war? Sie hatten noch immer Angst vor mir und fürchteten um ihre lächerlichen militärischen Geheimnisse. Plötzlich war ich überzeugt, daß sie mich töten würden. Sie sahen in mir eine zu große Gefahr. Ich mußte beseitigt werden. In den ersten Stunden des kommenden Tages würde mein Mörder in einem Beiboot herangerudert kommen.

Ich ging zum Schrank, um ein Schlachtmesser zu holen. Mitten in meinen Bewegungen hielt ich inne.

Wozu, so fragte ich mich, sollte ein Mensch noch essen, der am nächsten Morgen sterben würde?

Es begann auf eine seltsame Art, fast wie ein Traum. Curt Hume lag mit offenen Augen in seinem Bett und hörte die Stimme. Vor wenigen Sekunden hatte sein Wecker gerasselt und ihn aus dem Schlaf gerissen.

Als erstes spürte er: Die Kopfschmerzen sind weg!

Dann hatte er sich dem Gefühl hingegeben, völlig ohne Schmerzen dazuliegen. Der Druck, der seit Jahren auf seinem Gehirn lastete, war gewichen. Was die Ärzte lange Zeit vergeblich versucht hatten, war nun von selbst geschehen.

Hume fühlte sich glücklich und frei. Es schien ihm, daß er die ganzen Jahre über wie ein Eingesperrter gelebt hatte. Gleichzeitig spürte er die Angst, daß die Schmerzen wiederkehren könnten, daß dieser Moment der Ruhe weichen könnte.

Da sagte Mrs. Abbott, die Haushälterin, direkt neben seinem Bett: »Diese verdammten, trockenen Brötchen regen mich jeden Morgen wieder auf. Hume wird wieder sein ganzes Zimmer voller Krümel haben.«

Er zuckte zusammen und sah zur Seite. Das Zimmer war leer. Beunruhigt sank er zurück. War es nur Einbildung gewesen oder hatte er die Stimme der Frau tatsächlich gehört?

»Die Milch, um Himmels willen, die Milch!« rief Mrs. Abbott voller Aufregung. Zu seinem Entsetzen sah Hume in seinen Gedanken das Bild einer Mrs. Abbott entstehen, die

zum Elektroherd rannte, um die Milch am Überlaufen zu hindern.

Er sprang aus dem Bett. Nur mit dem Pyjama bekleidet riß er die Tür seines Zimmers auf. Er rannte über den Flur zur Küche. Die Tür stand offen. Mrs. Abbott stand am Herd und wischte mit einem Lappen auf der Kochplatte herum. Es roch angebrannt.

Hume fragte leise: »Ist Ihnen die Milch übergekocht?«

»Wie zum Teufel, kommt der Kerl so leise herein? Er hat ja nur einen Pyjama an, dieser ...« Ihre Lippen, auf die Hume starrte, hatten sich nicht bewegt, erst jetzt sagte sie laut: »O, guten Morgen, Curt! Ich bringe das schon in Ordnung. Sie werden sehen.«

Hume ließ sich auf einen Stuhl sinken. Er spürte die Kälte des Sitzes durch den dünnen Stoff seines Schlafanzuges. Mit beiden Händen preßte er seine Schläfen.

»Ihr Kopfweh scheint heute morgen wieder sehr schlimm zu sein«, sagte Mrs. Abbott mitfühlend. »Ich wette, daß er nur simuliert. Er will bei anderen Leuten Mitleid erwecken.«

»Ich simuliere nicht«, schrie Hume.

Mrs. Abbott ließ den Topf mit heißer Milch fallen, und sein Inhalt breitete sich am Boden aus.

»Ich mache auch keine Krümel, schleiche nicht leise durch meine Wohnung und trage gewöhnlich mehr als einen Pyjama«, sagte Hume eisig. »Gehen Sie jetzt bitte, Mrs. Abbott.«

»Nein, nein, er kann doch nicht meine Gedanken lesen – er ist doch kein Hellseher, das gibt es doch nicht.« Mrs. Abbott war kreidebleich geworden. Ihre Hände zitterten so stark, daß sie ihre Schürzenbänder nicht öffnen konnte.

»Entschuldigen Sie«, stotterte die Haushälterin und verschwand aus der Küche.

Hume erhob sich mit wackligen Beinen. Er ging zum Schrank und holte die Ginflasche heraus. Bisher hatte er Alkohol nur als Schlafmittel benutzt.

Sein Kopfweh war vorbei!

Dafür konnte er jetzt verstehen, was andere Leute dachten!

Der Gin trieb ihm die Tränen in die Augen. In seinem Magen breitete sich ein wohltuendes Wärmegefühl aus. Er durfte jetzt nichts überstürzen. Seine neue Fähigkeit mußte etwas mit dem Kopfweh zu tun haben.

Er verließ die Küche, um von seinem Arbeitsraum aus Blanche anzurufen. Mit unruhigen Fingern wählte er.

Als sie sich meldete, konnte er nur ihren Namen hören, ihre Gedanken drangen nicht zu ihm durch.

»Guten Morgen«, sagte er leise. »Wie geht es dir?«

»Das sollte ich dich fragen«, meinte sie. »Dein Kopfweh macht dir bestimmt wieder zu schaffen.«

»Es ist weg«, murmelte Hume.

In ihrer Stimme war Besorgnis. »Warum nimmst du so viel von diesen Tabletten? Sie werden noch deinen Magen ruinieren.«

Hume lächelte. Er war ein mittelgroßer, breitschultriger Mann mit einem zerfurchten Gesicht und blauen Augen.

»Ich habe keine Pillen geschluckt«, erklärte er. »Es ist einfach verschwunden. Dafür bin ich jetzt Hellseher.«

Er hörte sie befreit auflachen. »Oh, Curt, das freut mich«, rief sie. »Willst du mir nicht eine Probe deiner hellseherischen Fähigkeiten geben?«

»Heute abend«, versprach Hume.

Sie verabschiedeten sich voneinander. Hume begann mit seiner Morgentoilette. Er zog sich vollständig an und verließ seine Wohnung. Auf der Treppe begegnete ihm niemand. Er pfiff fröhlich vor sich hin.

Kurz darauf trat er auf die Straße. Unzählige Leute hasteten vorüber, Menschen, die zu ihrer täglichen Arbeit unterwegs waren. Hume machte einen Schritt zurück. Er taumelte und fiel gegen die Hausmauer. Auf seiner Stirn erschienen Schweißtropfen. Irgendwie gelangte er zurück in den Flur. Er mußte

sich übergeben.

Ahnungslos war er ihnen gegenübergetreten. Gleich einer Sturmflut waren ihre Gedankenströme über ihm zusammengeschlagen. Nackt, brutal, rücksichtslos, offen und ungehemmt. Dazwischen nur einzelne Impulse freundlicher Art. Er rannte zurück in sein Zimmer und warf sich auf das Bett. Seine Fähigkeit schien nur dann zu wirken, wenn Menschen in seiner Nähe waren. Sobald sich jemand entfernte, ließ die Intensität der Gedanken nach.

Was soll ich nur tun? dachte er verzweifelt. Ich muß einfach hinaus und mich unter sie mischen. Ewig kann ich hier nicht liegenbleiben.

Noch etwas fiel ihm ein. Er durfte zu niemandem von seiner telepathischen Gabe sprechen. Wenn die Menschen herausfanden, daß er ihre Gedanken las, daß er ihre geheimsten Wünsche erkennen konnte, würden sie wie Raubtiere über ihn herfallen. Die ganze Zeit über war ich einer von ihnen, dachte er. Das war jetzt vorbei. Nun mußte er vorsichtig sein.

Ob es außer ihm noch Menschen gab, die die Telepathie beherrschten? Es war unwahrscheinlich. Im Lauf der Zeit würde er sich daran gewöhnen. Plötzlich hatte er Angst, Blanche gegenüberzutreten. Er fürchtete sich nicht vor dem, was sie sagen, sondern davor, was sie denken würde.

Noch wußte er nicht, daß man ihn verhaften würde, bevor er überhaupt mit Blanche zusammentreffen konnte.

Es geschah selten, daß ich so früh am Morgen den Bungalow verließ. Heute jedoch gab es dafür einen besonderen Anlaß: Ein Boot kam über das Meer. Erstaunlicherweise war das große Schiff verschwunden. Offenbar wollte man meinem Mörder Zeit geben. Er sollte zunächst mein Mißtrauen beseitigen, Informationen besorgen und mich dann ermorden.

Nur ein einziger Mann saß in dem Boot. Er trug ein buntes Hemd und einen breitmäppigen Hut, der vom Wind bewegt

wurde. Der Mann ruderte, als gäbe es keinen Strand, keinen Bungalow und keine Insel. Kleine Schaumkronen kräuselten auf den Wellen, die das Boot umspielten. Von den Rudern tropften Wasserperlen, glitzerten kurz in der aufgehenden Sonne.

Plötzlich hörten die Bewegungen seiner Arme auf. Er erhob sich und sah zu mir herüber. Ich konnte sein Gesicht nicht erkennen, denn es lag im Schatten des Hutes. Er winkte.

Ich lief in den Bungalow zurück, um Pfeil und Bogen zu holen. Als ich wieder zurückkam, hockte er schon wieder im Boot und ruderte. Seine Rückenmuskeln spannten das bunte Hemd. Es war für mich leichter, ihn in den Rücken zu schießen, er blieb dann anonym für mich. Ich machte mir keine Gewissensbisse.

Der Mann kam, um mich zu töten.

Es war mein gutes Recht, mich gegen meinen Mörder zu verteidigen. Noch bevor ich seine schmutzigen Gedanken erfassen konnte, würde ich ihn erschießen ...

Curt Hume schaffte es im dritten Anlauf. Es gab eine Möglichkeit, die Gedanken anderer Menschen abzuschirmen. Er mußte sich intensiv auf eine bestimmte Idee konzentrieren, dann prallten die Impulse von ihm ab. Trotzdem kostete ihn die geistige Anstrengung alle Willenskraft, die er aufbringen konnte. Er lief am äußersten Rand des Fußwegs. Niemand schien sich für ihn zu interessieren. Kein mißtrauischer Blick wurde ihm zugeworfen, und keine Stimme erhob sich anklagend gegen ihn. Er erreichte die Bushaltestelle. Vier Männer und sechs Frauen warteten mit ihm auf den Bus. Er wagte nicht, ihre Gedanken auf sich einwirken zu lassen. Er mußte eine Möglichkeit finden, sich auf das Gehirn einer bestimmten Person zu konzentrieren und alle anderen Impulse auszuschalten. Ein Junge kam zur Haltestelle. Er trug enge Manchesterhosen und einen blauen, ausgewaschenen Pulli.

Zaghaft tastete sich Hume an ihn heran.

»Was starrt mich dieser Trottel so blödsinnig an?« dachte der Junge. »Schade, daß ich keine Zigarette eingesteckt habe, sonst würde ich ihn mal schockieren, diesen Moralprediger.«

Hume fühlte, wie sich seine Kehle zuschnürte. Er griff in seine Tasche und zog seine Zigarettenpackung hervor. Mit angehaltenem Atem winkte er dem Jungen zu.

»Komm her«, sagte er. »Du kannst eine Zigarette von mir haben.«

Der Junge errötete. Er sah Hume entgeistert an. Plötzlich machte er kehrt und rannte davon.

»Er wollte doch tatsächlich diesem Kind eine Zigarette anbieten«, dachte eine der Frauen empört. »Er sieht aus wie ein Gangster.«

Der Bus rumpelte heran, und Hume entzog sich den zornigen Blicken der Frau. Er stieg als letzter ein. So gut es ging, schirmte er sich ab. In der Mitte des Wagens fand er einen Sitzplatz. Ihm gegenüber saß ein dürrer Mann mit randloser Brille. Die blassen Augen unter den Gläsern zuckten nervös.

Behutsam versuchte Hume, die Gedanken des Mannes unter den vielen anderen Strömungen zu lokalisieren. Dabei störten ihn vor allem die wuchtigen Gedankenstöße des Schaffners. Dann zuckte er wie von einem Peitschenschlag getroffen zusammen. Sein Gegenüber hatte nur einen einzigen Gedanken:

Er war auf dem Weg, einen Mann umzubringen, der Harris hieß.

Entsetzt schloß Hume die Augen. Seine Hände klammerten sich an den Haltegriff des Sitzes.

»Was ist los mit Ihnen?« fragte eine rauhe Stimme. »Ist Ihnen schlecht?«

Hume hob seine Lider. Es war der Schaffner. Seine wülstigen Lippen waren leicht geöffnet, und er blickte Hume ärgerlich an. Andere Fahrgäste sahen zu ihnen herüber. Unsicher holte

Hume seinen Fahrschein aus der Tasche. Der Schaffner stempelte ihn ab.

»Es ist nichts«, flüsterte Hume. Die breite Gestalt des Beamten verbarg den dünnen Mann, der Harris umbringen wollte. Hume wußte nicht, wer Harris war, aber im Gehirn des Mörders war ein kurzes Bild von ihm aufgefackert, Harris, ein emsiges Männchen mit einem gewaltigen Bart. Er stand hinter der Theke eines Lebensmittelgeschäfts.

Der Schaffner ging weiter und gab Hume den Blick wieder frei. Trotzdem wagte Hume nicht, den Verbrecher anzusehen.

Er blickte dem Beamten nach, der sich mürrisch zwischen den Sitzreihen hindurchschob. Der Bus war schlecht gefedert, und Humes angegriffener Magen rebellierte. Neben ihm saß eine Frau. Eine gefüllte Einkaufstasche lag auf ihrem Schoß. Ab und zu stopfte sie herausrutschende Teile zurück. Dabei stieß sie Hume leicht mit dem Ellenbogen an, und er fuhr zusammen.

Was soll ich nur tun? fragte sich Hume.

Zwei Meter von ihm entfernt saß ein Mann, der in weniger als einer Stunde einen anderen umbringen wollte. Niemand wußte davon – außer Hume. Hume war klug genug, zu erkennen, daß es sinnlos war, die Polizei aufzusuchen. Er konnte den Beamten nicht einfach sagen: »Dieser Kerl will einen Mord begehen, es ist in seinen Gedanken leicht zu erkennen. Nehmen Sie ihn fest, bevor es zu spät ist.«

Die Verantwortung lastete auf ihm allein. Sie ließ sich weder teilen, noch auf andere abwälzen. Hume mußte einen Mord verhindern.

Er sah den Möder an. Der Dürre hatte seinen Kopf in die Hände gestützt und schien zu schlafen. Seine Gedanken jedoch waren wach. Vorsichtig sondierte Hume die verschiedenen Empfindungen seines Gegenübers.

Nach einer Weile fand er heraus, daß der Möder einen Revolver besaß. Er dachte an eine kleine, aber wirksame

Waffe, mit der er Harris erschießen würde. Er trug sie in der Brusttasche seiner Jacke.

Der Wagen hielt. Weitere Fahrgäste stiegen ein. Da die Sitzplätze belegt waren, drängten sich stehende Menschen zwischen Hume und den anderen. Hume seufzte. Der Bus fuhr an.

Ich muß aufpassen, wann er aussteigt, dachte Hume.

Es hatte zu regnen begonnen. An den verschmierten Scheiben bildeten sich Tropfen.

»Ich hätte meinen Schirm mitnehmen sollen«, sagte die Frau mit der Einkaufstasche. »Es ist ein Jammer mit diesem Wetter.«

Hume lächelte höflich. Es war ihm vollkommen gleichgültig, welches Wetter im Augenblick herrschte.

»Eingebildet ist der auch«, dachte die Frau. »Dabei sieht er aus wie ein zerknittertes Kissen.«

Hume schirmte sich gegen sie ab. Erstaunt registrierte er, daß er sich rasch eine gewisse Gleichgültigkeit gegen boshafte Gedanken aneignete. Sie ließen ihn unberührt.

Die nächste Haltestelle war erreicht.

Der Mörder erhob sich. Humes Glieder waren schwer wie Blei. Auch er stand auf und verließ den Bus direkt hinter dem Mann mit dem Revolver. Der Dürre sah nicht zurück. Hume folgte ihm im Abstand von zwanzig Metern. Das war die äußerste Grenze, um Gedankenströme wahrzunehmen. Sie liefen über den schmalen Fußweg. Der Verkehr auf der Straße hatte seinen Höhepunkt erreicht. Unter den vielen Menschen hatte Hume Mühe, den Verbrecher im Auge zu behalten. Sie gelangten an eine Straßenkreuzung. Eine Ampel stoppte den Verkehrsstrom in ihrer Richtung ab. Der dürre Mann wartete jedoch nicht, sondern bog nach rechts ab. Hastig beschleunigte Hume seine Schritte. Als er um die Ecke kam, betrat der von ihm Verfolgte gerade einen Laden. Automatisch blickte Hume zum Ladenschild hinauf.

*M. J. Harris – Lebensmittel*

Hume stand wie versteinert. Er las das Schild dreimal. Dann stürmte er in das Geschäft.

Ich setzte die Kerbe des Pfeiles auf die Kunststoffsehne. Das Boot schaukelte leicht auf dem Wasser.

Ich traf den Mann mit dem Pfeil genau in den Rücken. Lautlos fiel er aus dem kleinen Kahn. Sein breitkrempiger Hut blieb auf der Oberfläche und tanzte auf dem Sog, den die versinkende Leiche verursachte.

Die Spannung in mir ließ nach. Ich fühlte keine Reue. Immer wieder würde ich mein Leben verteidigen, auch wenn ich nur eine schwache Frau war.

Leichter Wind kam über das Meer – reinigend und kühl.  
Die Wellen spülten den breitkrempigen Hut an den Strand ...

Der Dürre hatte den Revolver gezogen und stand mit verzerrtem Gesicht vor der Theke. Ein schmächtiges Männchen, einen Meter von ihm entfernt, starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. Sonst war niemand im Laden. Hume spürte den Gewürzgeruch, als er eintrat. Gegen die farbigen Verpackungen in den Regalen hob sich die graue Gestalt des Verbrechers düster ab.

Hume warf sich nach vorn, ohne zu überlegen. Instinktiv schloß er beim Aufprall die Augen. Er hörte den Schuß, einen trockenen Knall, der kein Echo erzeugte. Sie fielen über die Obstkisten. Orangen, Zitronen und Äpfel rollten durch den Laden.

Eine dünne Stimme kreischte: »Polizei! Zu Hilfe!«

Hume fühlte den Widerstand des Gegners erlahmen. Er richtete sich auf und sah den Mann bewegungslos auf dem Steinfußboden liegen. Die Brille war zertrümmert, und das Gestell verbogen. Eine dünne Blutspur sickerte unter dem Kopf hervor.

Hume beugte sich über die Gestalt, die vor ihm am Boden

lag.

»Was habe ich getan?« murmelte er entsetzt.

Um ihn herum ballte sich eine Menschenmenge. Die Laden-tür stand offen. Harris war nicht zu sehen. Hume torkelte zurück und fiel gegen die Theke. Ein Stapel Sardinendosen rutschte zusammen und fiel polternd herunter. Verstört blickte Hume auf.

Die Gesichter der Menschen um ihn herum waren verzerrte Masken – rot vor Erregung und glänzend von der Nässe des Regens. Dumpf fühlte er das Auf- und Abgewoge ihrer Gedanken.

»Sie haben ihn erschlagen«, sagte eine Stimme aus der Men-ge.

Hume umklammerte die Theke. Wo war Harris? An der Tür drängte sich ein Knäuel von Leibern. Weitere Sensationslüster-ne zwängten sich herein. Ihre Blicke wanderten von dem Mann am Boden zu Hume.

Er kann doch nicht tot sein, dachte Hume verzweifelt.

Der Mann mußte unglücklich auf den Steinboden geschlagen sein.

»Sie haben ihn erschlagen«, rief die gleiche Stimme voller Haß. »Mitten in diesem Laden.«

Hume machte einen Schritt nach vorn und stolperte über die Leiche. Jemand packte ihn am Arm. Er riß sich los.

»Geh weg!« schrie er.

Die Gesichter wichen zur Seite. Eine Gasse teilte sich vor ihm. Es war plötzlich sehr still im Laden. Nur der Lärm des Verkehrs war zu hören.

»Die Polizei wird gleich hier sein«, sagte eine Stimme hinter Hume.

Er blickte zurück. Es war Harris. Er sah aus wie ein Zwerg mit einem Bart. Er hatte sich weit über die Theke gelehnt und blickte bedauernd auf das zertrampelte Obst am Boden. Dann begann er die Fischdosen einzusammeln. Bedächtig setzte er

sie wieder auf. Hume schwankte auf ihn zu. Harris sah ihn teilnahmslos an.

»Er wollte Sie umbringen«, flüsterte Hume und deutete auf die Leiche.

»Ja«, bestätigte Harris, »es sah ganz so aus.«

Er blickte an Hume vorbei, zum Eingang. Langsam wandte sich der Telepath um. Zwei uniformierte Männer schoben sich durch die Menge. Hume sah ihnen gleichgültig entgegen.

»In Ordnung«, sagte einer von ihnen, die Lage mit einem Blick übersehend. »Sie kommen mit uns.«

Sie waren grob und mürrisch. Ihre Stiefel waren bis zu den Rändern naß. Hart packten sie Hume an den Armen.

»Harris muß auch mit«, verlangte Hume. »Er hat alles gesehen.«

Harris sagte: »Ich habe angerufen. Hier muß erst Ordnung geschaffen werden. Sagen Sie dem Kommissar, daß ich kommen werde.«

Hume fühlte, wie sich seine Kehle zusammenschnürte. Die Polizisten schoben ihn durch die Menge. Vor dem Laden stand ein Fahrzeug. Sie stießen ihn auf den hinteren Sitz. Beinahe teilnahmslos hörte er den Motor anspringen. Mit einem Satz kam der Wagen in Bewegung. Die Scheibenwischer traten in Tätigkeit. Hume fröstelte.

Der Kommissar ließ die Zigarette in seinem Mund einen raschen Wirbel vollführen. Die Haut über seinen Wangenknochen spannte sich. Mit gleichmäßigen Schritten, als wollte er den Raum vermessen, bewegte er sich um den Tisch auf Hume zu. Sein Gesicht zeigte eine Mischung aus Unlust und schlecht verhülltem Arger.

»Das ist bereits Ihr drittes Verhör, Hume«, sagte er frostig. »Wir kommen so nicht weiter. Es steht jetzt fest, daß Ben Stone den Ladenbesitzer umbringen wollte. Sie haben ihn daran gehindert. Dabei kam Stone ums Leben. Niemand will

Sie deshalb anklagen. Uns interessiert nur, woher Sie Stone kannten. Er war einer der gesuchtesten Verbrecher in dieser Stadt. Sie müssen gewußt haben, daß er an diesem Morgen zu Harris wollte. Unsere Untersuchungen haben ergeben, daß Sie noch nie an dieser Haltestelle ausgestiegen sind, die in der Nähe des Ladens liegt. Ihr Arbeitsplatz ist weit entfernt. Außerdem schulden Sie uns eine Erklärung dafür, wieso Sie Stone in den Laden gefolgt sind.«

Hume befeuchtete seine Lippen mit der Zunge.

»Ich könnte Ihnen sagen, wie ich zu meinem Wissen komme«, sagte er rauh. »Es ist aber sinnlos, denn Sie würden mir doch nicht glauben.«

Kommissar Pertonwaith lege ihm die Hand auf die Schulter.

»Sind Sie vielleicht Telepath, Hume?« fragte er trocken.

Hume fuhr auf. Leichter Schwindel erfaßte ihn.

»Aha«, knurrte Pertonwaith.

»Woher wissen Sie es?« stammelte Hume.

Pertonwaith lächelte kalt. »Es war nur eine Vermutung. Vor etwas über zwei Jahren erhielten alle Dienststellenleiter in diesem Land ein Schreiben von der Regierung. Darin wurden wir aufgefordert, nach Leuten wie Ihnen Ausschau zu halten ...«

»Das heißt, daß Sie schon mehrere gefunden haben«, unterbrach ihn Hume.

Der Kommissar schüttelte den Kopf. »Sie sind der erste in diesem Bezirk. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, daß es so etwas gibt.« Er wurde nachdenklich. »Können Sie mir einen Hinweis liefern, Hume?«

Hume sagte müde: »Sie dachten gerade, daß es verschiedene Dinge in Ihrem Privatleben gibt, von denen ich besser ...«

Pertonwaith stieß einen Fluch aus und versetzte Hume einen Schlag auf die Schulter.

»Keine Angst«, sagte Hume, »ich bin kein Schnüffler.«

»Sie scheinen ja sehr begabt zu sein«, sagte der Polizist scharf. Er schien diese Tatsache als eine persönliche Beleidigung zu empfinden.

»Was schlug die Regierung in ihrem Schreiben vor?« erkundigte sich Hume. »Was sollen Sie mit einem Telepathen anfangen, wenn Sie einen geschnappt haben?«

Pertonwaithes Augen blitzten.

Für ihn bin ich ein Ungeheuer, dachte Hume bitter.

»Für uns sind Sie kein Mensch im herkömmlichen Sinn«, eröffnete der Kommissar. »Sie können in jedermanns Privatleben herumschnüffeln. Sie können staatliche Geheimsträger aufspüren und wichtige Informationen an den Feind verkaufen. Auch wenn Sie versichern, es nicht zu tun, wer will uns das garantieren? Jeder von uns hat seine Geheimnisse und möchte, daß es so bleibt. Sie, Hume, sind ein Fremdkörper in unserer menschlichen Gesellschaft. Wir haben keinen Platz für Sie. Es ist nicht möglich, daß Sie weiterhin unter uns leben.«

Hume dachte an Blanche. Er begann zu befürchten, daß er sie niemals wiedersehen würde.

»Was wird jetzt mit mir geschehen?« fragte er laut.

Pertonwaithe zog heftig an der Zigarette. Der Blick des Beamten ließ Furcht in Hume aufsteigen.

Der Kommissar lächelte ohne Wärme.

»Wir müssen Sie in Quarantäne bringen, Hume. Die Regierung ist daran interessiert, alle Menschen mit einer derartigen Begabung zu isolieren. Die Telepathen sollen für sich leben. Es ist gut, daß Ihre Fähigkeiten räumlich begrenzt sind. Sie können die Gedanken eines Menschen erst dann exakt erkennen, wenn Sie ihm ziemlich nahe sind, nicht wahr?«

»Ja«, gab Hume zu. »Die Gedanken eines Menschen, der weiter als zwanzig Meter von mir entfernt ist, bleiben mir verborgen.«

Er blickte aus dem Fenster. Es regnete noch immer.

»Wohin werden Sie mich bringen lassen? In eine Spezialkli-

nik – oder in die Wüste Gobi?«

Pertonwaithe überhörte den Spott.

»Wir lassen Sie zu einer Insel bringen, Curt Home. Es wird Sie interessieren, daß sich dort bereits ein Telepath aufhält.« Er grinste. »Es ist eine Frau, Hume. Eine junge, gutaussehende Frau. Ich kann mir vorstellen, daß sie sich über Ihre Gesellschaft freuen wird.«

Hume beachtete das Grinsen des Kommissars nicht. Seine Furcht vor der drohenden Einsamkeit machte neuer Hoffnung Platz.

Er erhob sich und griff nach seinem Hut auf dem Tisch.

Seine Hände zitterten, als sie sich um die breite Krempe schlossen ...

## ***Heimkehr bei Nacht***

*Die folgende Geschichte habe ich nicht zu Protokoll gegeben. Es wäre vollkommen sinnlos gewesen, meinen starrköpfigen Richtern davon zu erzählen. Aber ich möchte, daß jemand von den Ereignissen erfährt, die sich abspielten, bevor ich nach Ansicht der Behörden zum Doppelmörder wurde. In vielen Todeszellen wurden bereits Geschichten geschrieben, wahre und unwahre. Vielleicht hält man meine Erzählung für das Produkt eines Irren, der aus Angst vor dem elektrischen Stuhl übergeschnappt ist. Ich kann diesen Bericht nicht beweisen. Trotzdem habe ich die Hoffnung, daß jemand diesen Dingen nachgeht, bevor es zu spät ist.*

*Carter-Springs  
Gefängnis  
Todeszelle 46  
Mart Farrell*

Geschrieben am 21. Mai 1966

In jener Nacht schlief ich schlecht. Die Türen der großen Lagerhallen im Hinterhof wurden vom Wind gegeneinandergereschlagen. Einige Kater lärmten in den aufgestapelten Strohballen. Der Grund ihrer Erregung hockte in Form einer unterernährten Katze auf dem flachen Dach vor meinem Fenster. Von der Hauptstraße her erklang das Motorengebrumm der Nachtbusse. In den großen Wohnblocks gegenüber brannten noch vereinzelte Lichter. Der Hof war schwach erhellt.

Ich kletterte aus dem Bett und verjagte die Katze vom Dach. Sie verschwand, umplärrt von der wartenden Katermeute, ebenfalls zwischen den Strohballen. Ich blieb einige Zeit unschlüssig am Fenster stehen. Es liegt mir fern zu behaupten, daß die innere Unruhe, die ich spürte, eine Vorahnung jener schrecklichen Geschehnisse war, in die ich verwickelt werden

sollte.

Das Haus, in dem ich wohnte, war ein einfacher, quadratischer Klotz mit zwei Stockwerken. Im Erdgeschoß waren die Büros untergebracht. Im ersten Stock lebten Werners, die mir das Zimmer vermietet hatten. Der zweite, obere Stock war unterteilt: Er bestand aus zwei Zimmern und einem flachen Dach, das von den Werners als Trockenplatz für die Wäsche benutzt wurde. Das größere der beiden Zimmer diente als Ablage für Akten und Papiere. Mein Zimmer war winzig. Von der Treppe führte ein schmaler Gang direkt darauf zu. Rechtwinklig zu meinem Zimmereingang befand sich die Tür zum Trockendach. Aus meinem Fenster hätte ich direkt auf das Dach klettern können, hätte ich mir die Mühe gemacht, den Fliegendraht zu entfernen. Das Trockendach selbst war mit einem Geländer abgesichert.

Der Hof war auf der Straßenseite mit einem Zaun begrenzt, an den sich ein großes, aufschwenkbares Eisentor anschloß. Alle anderen Seiten waren von hohen Steinmauern umgeben. Abends schloß Herr Werner das Tor ab.

Mit ihm und seiner Frau verstand ich mich gut. An jenem Sonntag waren sie bereits am Nachmittag mit ihrem alten Buick zu einer Hochzeit gefahren. Sie waren froh, daß ich im Hause blieb. Wie die meisten älteren Leute, hatten sie Furcht vor Einbrechern.

Ich legte mich wieder hin und las einige Seiten in einem Haycox-Western. Meine Versuche, einzuschlafen, scheiterten jedoch abwechselnd an den schreienden Katzen und den Betrunkenen an der Bushaltestelle. Unruhig wälzte ich mich im Bett herum.

Das Leuchtzifferblatt meiner Uhr zeigte kurz vor Mitternacht an, als die Glocke viermal hintereinander schrillte.

Zuerst dachte ich überhaupt nichts. Wahrscheinlich war es irgendein Betrunkener, der den Klingelknopf betätigt hatte.

Aber nach kurzer Zeit schellte es wiederum viermal. Ich

knurrte verärgert und kroch aus dem Bett. Ich zog mir eine Jacke über den Pyjama und ging hinaus auf den Gang, um das Treppenhauslicht einzuschalten. Über der Treppe war ein Fenster, von dem aus man bequem in den Vorhof sehen konnte. Ich öffnete es und blickte hinaus.

»Hallo!« rief ich.

Vor dem Eisentor konnte ich das massive Heck des Buicks erkennen. Der Motor summte leise und gleichmäßig.

»Entschuldigen Sie, Herr Farrell«, ertönte die Stimme Werners hinter dem Tor. »Haben Sie abgeschlossen?«

»Natürlich!« rief ich wütend zurück.

Es fiel mir auf, daß er beim Sprechen ständig unter der Tür stehenblieb. Ich konnte weder ihn noch seine Frau erkennen.

»Wir haben unseren Schlüssel vergessen. Würden Sie uns Ihren herunterbringen?«

Selbst heute weiß ich noch nicht, warum sie mich in jener Nacht riefen. Vielleicht sollte es eine Art Probe sein.

»Eine Sekunde«, sagte ich. »Ich komme sofort.«

Zornig über die Störung suchte ich nach meinen Schlüsseln. Werner war sonst nicht vergeßlich. Ich stellte mir vor, wie unangenehm ihm die Sache sein mochte. Ich fand die Schlüssel und lief hinunter in den Hof. Meine Schritte knirschten im Kies. Die Katzen flüchteten auf die Dächer der Lagerhallen. Ich hörte ihr sanftes Tappen auf der ausgetrockneten Dachpappe.

»Geben Sie mir den Schlüssel über das Tor, Herr Farrell«, sagte Werner. Seine Hand erschien am oberen Rand der Tür und tastete dort herum. »Gehen Sie gleich wieder nach oben. Ich möchte nicht, daß Sie sich erkälten. Ich werde Ihnen Schlüsselbund auf die Garderobe legen.«

»Unsinn«, wandte ich ein. »Ich habe etwas angezogen. Ich werde Ihnen jetzt öffnen. Fahren Sie nur herein, ich schließe dann ab.«

Für einen kurzen Augenblick erlahmten die Bewegungen

seiner Hand. Sie sah schlaff und leblos aus.

Dann sagte er hastig: »Geben Sie mir die Schlüssel, ich mache das selbst.«

Seine Frau saß anscheinend noch im Wagen. Vielleicht war sie betrunken, und er wollte vermeiden, daß ich sie sah.

»Ist etwas nicht in Ordnung, Herr Werner?« erkundigte ich mich und drückte ihm den Bund in die Hand.

»Nein, oh nein.« Er hantierte geräuschvoll mit den Schlüsseln. »Gehen Sie nur zurück in Ihr Bett, es ist ziemlich kühl hier draußen. Ich danke Ihnen, Herr Farrell.«

Obwohl ich absichtlich langsam ging, wartete er mit dem Aufschließen, bis ich im Haus war. Etwas stimmte nicht. Ich hastete die Treppe hinauf zum Fenster. Als ich mich hinausbeugte, hatte er das Tor bereits geöffnet und saß wieder im Wagen. Bei der Dunkelheit konnte ich nur Konturen erkennen. Bevor er in den Bereich des Hoflichts kam, war er aus dem Blickfeld des Fensters verschwunden.

Aber er mußte zurückkommen und das Tor schließen!

Doch er kam nicht.

Er ließ das Tor offen. Ich hörte, wie er die Haustür öffnete und mit seiner Frau über den Parterreflur zur Treppe ging. Ich schlich zurück vor mein Zimmer und blieb dort stehen. Weder Werner noch seine Frau sprachen. Plötzlich bekam ich Angst. Unsinnige Gedanken Schossen durch mein Gehirn. Irgend etwas an der Situation beunruhigte mich. Ich hatte heftiges Herzklopfen.

Sie hatten das erste Stockwerk erreicht. Ihre Schritte waren jetzt leise, gedämpft durch den dicken Teppich. Dann blieben sie stehen.

Ich konnte sie atmen hören.

»*Medr Absgen Nowsad*«, sagte da Werner mit veränderter Stimme.

Ich erstarrte. Mein Herzschlag drohte auszusetzen. Vor Furcht bildete sich eine Gänsehaut auf meinem Rücken. Nur

mit Mühe drängte ich eine Panik zurück. Ich war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

»*Mrobsbag!*« stieß Werners Frau hervor.

Dann wurde es ruhig.

Ich hielt den Atem an, aus Angst, daß er mich verraten könnte. Sie nahmen sicher an, daß ich bereits wieder in meinem Zimmer war. Die Worte, die *sie* ausgesprochen hatten, waren fremd. Nicht im üblichen Sinn, ein Suaheli-Dialekt hätte bekannter geklungen. Es war etwas Bösartiges an ihren Stimmen, wie das Knurren wilder Tiere. Die Leute hatten einen Hauch eisiger Ferne heraufbeschworen. Es waren Worte, wie sie niemals zuvor zwischen Menschen dieses Planeten gewechselt worden waren. Ich war dessen sicher – und gerade diese makabre Sicherheit erschütterte mich.

Heute weiß ich nicht mehr, wie lange ich so dastand: mit flachem Atem, ohne die geringste Bewegung.

Von unten kam kein Ton. Sie konnten doch nicht ewig vor ihrer Schlafzimmertür stehenbleiben.

»*Rredbaget!*«, kam es dann.

Ich hörte das Klappen der Tür. Sie gingen hinein. Dort unten hatten sie gelauert und gehorcht. Sie hatten gelauscht, ob ich zu Bett gegangen war.

Die Angst in mir war so groß, daß ich überhaupt nicht mehr vernünftig denken konnte. Ich bin nicht mutiger als irgendein anderer Mann, aber auch nicht ängstlicher. In meinem Leben habe ich eine Menge eiskalter Burschen kennengelernt. Ich schwöre, daß sie, hätten sie diese Stimmen zu hören bekommen, nicht weniger gezittert hätten als ich. Ich schlich in mein Zimmer und schloß es ab. Der Lärm des einrastenden Schlosses trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Die Innenflächen meiner Hände waren feucht und kalt. Eine Reihe phantastischer Geschichten fiel mir ein, die ich gelesen oder im TV gesehen hatte. Das machte die Sache jedoch nur schlimmer, denn meine aufgeputschte Phantasie malte sich allerhand schreckliche

Dinge aus.

Ich legte mich auf mein Bett. Dabei vermied ich es sorgfältig, eine Stellung einzunehmen, bei der ich nicht ständig beide Ohren frei hatte. Gegen Morgen kam so etwas wie eine ruhige Überlegung in mir zustande. Je länger ich nachdachte, desto stärker wurde die Überzeugung, daß ich in der Nacht einer Täuschung zum Opfer gefallen war. Vielleicht hatten die Werners irgendeinen Spaß getrieben. Es wurde hell, und meine Furcht war verschwunden. Ich lachte über meine Bedenken. Als ich aus dem Fenster sah, konnte ich einige Vögel auf den Wäschestangen hocken sehen. Sie balancierten ihre gefiederten Körper geschickt mit dem Schwanz und zwitscherten ihre lustigen Töne. Es war irgendwie ein vertrautes Bild. Ich zog mich vollständig an, um hinunter in das Bad zu gehen. Jetzt kam ich mir ein wenig lächerlich vor. Ich schloß die Tür auf und ging die Treppe hinunter.

Werner stand in der Garderobe und verknotete seine Krawatte zu jenem geschwulstähnlichen Knäuel, das er für korrekt hielt. Er hörte mich kommen.

Er war ein untersetzter Mann mit buschigen Augenbrauen und einem aufgedunsenen, roten Gesicht, das von blauen Äderchen durchzogen wurde. Seine blauen Augen waren klein, trüb und lustig.

Er drehte sich um und zerrte an seinem Schlipss.

»Guten Morgen, Herr Farrell«, rief er freundlich. »Hoffentlich haben wir Sie heute nacht nicht zu sehr gestört?«

Wenn noch ein schwaches Mißtrauen in mir vorhanden war – in diesem Moment verflüchtigte es sich völlig. Da war Werner, gesund und normal wie immer. Nichts an ihm war seltsam oder fremd.

»Guten Morgen«, erwiderte ich. »Ich hatte sowieso noch nicht geschlafen. Es hat mir nichts ausgemacht.«

Er nickte zufrieden und lächelte.

Ich ging an ihm vorbei. Plötzlich hatte ich Hunger, ein siche-

res Zeichen, daß alles wieder in Ordnung war.

Als ich bereits am Ansatz der letzten Treppe war, veranlaßte mich etwas, noch einmal zurückzublicken. Ich glaube nicht an einen sechsten Sinn oder ähnliche Dinge, aber ich will nicht behaupten, daß es reiner Zufall war, als ich mich umdrehte. Vielleicht war es eine instinktive Handlung, mit der ich meine Angst endgültig begraben wollte.

Werner stand jetzt vor dem Spiegel.

Von hinten sah er auch wie Werner aus.

Nur sein Spiegelbild war falsch.

Mit eisernem Griff kehrte das Entsetzen zurück und zwang mich in seinen Bann. Ich stürzte die Treppe hinunter. Er hatte mich nicht gesehen und wußte nicht, daß ich noch einmal stehengeblieben war, um ihn zu beobachten.

Das Gesicht im Spiegel war nicht das von Werner gewesen. Ich hatte überhaupt kein Gesicht erblickt. Da war nur ein graublaues Gespinst gewesen, wie zusammengeballte Spinnweben. Das Zeug hatte sich bewegt, beinahe träge, wie dicker Rauch.

So etwas gab es doch gar nicht. War ich im Begriff, wahnsinnig zu werden? Begann so Schizophrenie, Paranoia oder eine andere Geisteskrankheit? Wenn Wahnvorstellungen derart real waren, dann taten mir die davon Befallenen leid.

Ich flüchtete. Ja, es war eine regelrechte Flucht. Ohne mich zu waschen, ungekämmt und nicht rasiert, rannte ich davon. Wie ein Betrunkener taumelte ich auf die Straße. Es war noch früher Morgen. Am anderen Ende der Straße erscholl Motorenlärm. Es war eine automatische Straßenkehrmaschine. Der Fahrer hockte im Sitz und betätigte die wenigen Hebel. Er warf mir einen uninteressierten Blick zu. Er war hager. Seine Mütze saß weit im Genick und gab den Blick auf spärliche helle Haare frei.

Heute weiß ich, warum ich ihn so genau betrachtete: Ich fürchtete, er könne aussehen wie Werner.

Ich mußte sofort zur Polizei.

Sie mußten Werner und seine Frau sofort verhaften und feststellen, was mit ihnen los war.

Natürlich ging ich nicht hin. Jetzt bedauere ich das. Die Polizisten hätten auf meiner Gerichtsverhandlung aussagen können. Dann hätte es einen Sinn gehabt, den Richtern alles zu erzählen.

An jenem Morgen dachte ich jedoch anders. Ich stellte mir vor, wie ich das Revier betreten würde.

»Wachtmeister«, würde ich sagen, »Sie müssen sofort einen Mann verhaften, der eine seltsame Sprache spricht und dessen Gesicht im Spiegel wie ein Wattebausch aussieht.«

Er würde meine verwahrloste Erscheinung von oben bis unten sprachlos mustern.

»Sind Sie volltrunken, Mann?« würde er brüllen. »Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

Meine Versicherungen, daß ich alles andere als blau sei, würden mir nichts helfen. Am Ende würden sie annehmen, daß ich ein Irrer sei. Der einzige, den sie vielleicht verhaften würden, wäre ich selbst gewesen.

Nein, mit der Polizei konnte ich im Moment nichts anfangen. Ich benötigte Beweise. Um die zu bekommen, mußte ich in Werners Haus zurück. Allein der Gedanke daran ließ mich schaudern.

Ich ging zum nächsten öffentlichen Telefon und rief bei meiner Firma an. Ich bat um einen Tag Urlaub, mit der Ausrede, daß ich wichtigen Besuch hätte. Dann wählte ich Audreys Nummer.

Ihre Stimme war noch etwas verschlafen.

»Hallo, Mart« sagte sie rauh. »Möchtest du mich zum Frühstück einladen?«

Warum zum Teufel, mußte sie ausgerechnet jetzt an Frühstück denken? Ich hing blaß und übernächtigt, zitternd und voller Angst am Apparat. Ich spürte, daß ich gereizt war. Das

machte mich ungerecht.

»Hör mir zu«, verlangte ich schroff. »Wir werden heute abend nicht zu Marty gehen. Vielleicht rufst du ihn an, ja? Sag ihm etwas Belangloses, meinetwegen, daß ich krank bin.«

»Mart«, sagte sie, »stimmt etwas nicht?«

Eine ganze Menge! dachte ich ärgerlich.

»Vielleicht gehen wir woanders hin, wenn du nicht zu Marty möchtest«, fügte sie hoffnungsvoll hinzu, bevor ich etwas sagen konnte.

Ich versuchte, mir mit einer Hand eine Zigarette anzustecken, zitterte jedoch so stark, daß ich die Schachtel zu Boden warf.

»Wir werden weder zu Marty noch sonstwohin gehen«, erklärte ich. »Ich habe keine Zeit.«

Ich hatte lange genug auf ihr herumgehackt, daß sie das Recht hatte ärgerlich zu werden. Aber sie blieb ruhig. Im Gefängnis hat sie mich nie besucht, auch hier in der Todeszelle nicht. Audrey war ein ruhiges Mädchen. Sie glaubt, daß ich ein Mörder bin. Ich möchte wissen, mit wem sie jetzt ausgeht.

Ich hörte das Klicken. Sie hatte eingehängt. Ich hob die Zigaretten auf und verließ die Telefonzelle.

Jetzt waren schon Leute auf der Straße. Sie gingen ihren Beschäftigungen nach wie immer. Ihre Gesichter waren gleichgültig, kalt und müde. Großstadtgesichter. Niemand beachtete mich. Ich ging zur Imbißstube an der Ecke und setzte mich zu Lefty an die Theke. Manchmal fragte ich mich, wann dieser Lefty eigentlich schlafen möchte? Ganz gleich, wann man hereinkam, er stand vor seinen Flaschen und belegten Brötchen; ein kleiner, schwarzhaariger Mann mit flinken Augen und einem höflichen Lächeln.

Außer mir waren noch ein alter Mann und eine Blondine im Lokal. Der Alte stand an einem Spielautomaten, in den er in regelmäßigen Abständen eine Münze warf. Seine Taschen mußten voll damit sein, denn er verlor immer. Er sah traurig aus. Die Blondine warf mir einen prüfenden Blick zu. Wahr-

scheinlich mochte sie mich nicht.

Lefty fragte: »Hast du die Nacht über gefeiert, Mart?« Ich sah ihn nur an und deutete auf zwei Fischbrötchen. Er balancierte sie auf einen Teller und stellte Gewürzfläschchen dazu. Dann brachte er ein Bier. Ich hätte lieber Kaffee getrunken.

Er sah mir zu, wie ich aß. Ab und zu wischte er mit einem feuchten Lappen über die Theke, obwohl überhaupt kein Schmutz da war.

»Ich brauche eine Auskunft«, sagte ich, nachdem ich fertig war.

Bevor er antworten konnte, kam der Alte und ließ sich weitere Münzen geben.

»Viel Glück, Mister«, wünschte Lefty geschäftsmäßig.

Dann fragte er: »Was ist los, Mart?«

Sein Lächeln war verschwunden. Vielleicht ahnte er, daß mir nicht zum Lachen zumute war.

»Ich muß eine Waffe kaufen«, eröffnete ich ihm.

Er war noch nicht einmal überrascht. Aber er sagte nichts. Er schenkte sich einen Gin ein. Als er ihn getrunken hatte, trännten seine Augen. Ich wußte, daß er nur in besonderen Fällen Alkohol trank. Wahrscheinlich war ich in seinen Augen ein besonderer Fall. Das stimmte ja auch, aber Lefty konnte nicht ahnen, warum.

»Ich könnte dich fragen, wozu du sie benötigst«, meinte er leise. »Aber du wirst es mir natürlich nicht sagen.«

»Ganz recht.« Ich nickte.

Er legte mir noch zwei Brötchen auf den Teller.

Guter, alter Lefty.

Er wird sich immer noch Vorwürfe machen, daß er mir die Adresse von Joseph Deward gegeben hat.

Deward war der Mann, der mir die Pistole verkauft, mit der ich Werner und seine Frau erschossen habe.

Ich wusch mich in einer öffentlichen Badeanstalt. Es war kurz

nach der Mittagspause. Ich kaufte mir eine Zeitung und ging zum Friseur. Eine Rasur konnte mir nicht schaden.

Ein junger Mann mit glänzenden Haaren und einem blassen Gesicht beförderte mich in einen Sessel.

Ich blickte hinein.

Da war das Gesicht von Mart Farrell. Weiter darüber das des Friseurs. Zu beiden Seiten die anderer Kunden und der Männer, die sie bedienten.

Menschliche Gesichter.

Nirgendwo nebliges, schwammiges Zeug.

Erleichtert lehnte ich mich zurück. Ich schlug die Zeitung auf. Die Schlagzeilen wurden wie fast immer von der Politik geliefert. Weiter unten befand sich eine kleine Notiz. Ich las sie dreimal.

*Seltsame Leuchterscheinungen.*

*In allen Teilen der Erde wurden in dieser Nacht seltsame Lichter beobachtet, die vom Himmel herabfielen. Auf der Tagseite wurde das Phänomen nicht festgestellt. Nach Ansicht verschiedener Wissenschaftler soll es sich um einen besonders starken Meteoreinfall gehandelt haben. Wie er zustande gekommen ist, wußten die Gelehrten nicht zu sagen.*

»Ist Ihnen nicht gut?« fragte der Junge.

Ich blickte in den Spiegel. Mein Gesicht war kreidebleich. Ich schwitzte. Meine Hände konnten auf dem weißen Umhang nicht ruhig liegen.

»Es ist nichts«, sagte ich schwach.

Er gab sich jetzt besondere Mühe, mich schonend zu behandeln. Ich rutschte auf dem Sessel herum. Er schnitt mich zweimal. Nachdem er das Blut gestillt hatte, sprühte er mich ein und fragte, ob er auch meine Haare schneiden solle.

»Danke«, lehnte ich ab.

Ich gab ihm ein Trinkgeld, und er rollte mit den Augen. Die Zeitung ließ ich liegen. Ich bin keiner dieser Narren, die ständig Fliegende Untertassen sehen. Aber ich kann zwei und

zwei zusammenzählen. In der gleichen Nacht, als die mysteriösen Meteoriten abgestürzt waren, hatten sich Werner und seine Frau verändert. Natürlich mußte dabei kein Zusammenhang bestehen. Für beides konnte es vielleicht vernünftige Erklärungen geben.

Ich hastete zu meiner Bank und hob einen Betrag von meinem Konto ab, der für die Waffe genügen mußte, die ich bei Degerth kaufen wollte.

Ich fühlte nach der Pistole, die sich jetzt in meiner Hosentasche befand. Es war eine alte Pieper »Bayard«, 7.65er Kaliber. Sicher war es die älteste und schlechteste Waffe, die Degerth in seinem Arsenal hatte finden können. Das war aber nicht so wichtig. Für mich zählte nur, daß sie funktionierte. Und daran bestand keinerlei Zweifel. Degerth hatte mir fünfundzwanzig Patronen verkauft. Fünf davon waren jetzt im Magazin. Eine steckte im Lauf. Die Waffe war gespannt. Ich mußte nur entsichern und abdrücken.

Ich trug die Waffe nicht, um damit auf Werner zu schießen, sie sollte mir nur einen gewissen Schutz geben. Trotz meiner Furcht würde ich in das Haus zurückkehren. Es war wichtig für mich, daß ich mich dort aufmerksam umsah. Mit handfesten Beweisen konnte ich dann zur Polizei gehen.

Heute weiß ich, daß ich wie ein Narr handelte. Meine Aktionen waren von Angst getrieben. Der einzige lichte Moment war der Anruf im astronomischen Studio der Stadt.

»Doktor Bryant«, meldete sich eine sonore Stimme.

»Hier spricht Mart Farrell«, sagte ich in die Muschel. Bevor er mir erzählen konnte, daß er meinen Namen nie gehört hätte, sprach ich schon weiter.

»Ich bin Reporter, Doktor. Mein Chef glaubt, daß Sie mir etwas von diesen Lichtern erzählen können, die angeblich vom Himmel gefallen sind.«

Es war einen kurzen Augenblick still, und ich dachte, er hätte

eingehängt. Dann hörte ich ihn schwer atmen.

»Was wollen sie wissen, junger Mann?« Ich weiß nicht, wie er darauf kam, daß ich jung war. Vielleicht lag es an meiner Stimme, die vor Spannung ganz dünn klang.

»Haben Sie die Dinger gesehen?« erkundigte ich mich.  
»Glauben Sie, daß es Meteore waren?«

Bryant hustete. Sicher trug er eine Hornbrille und einen weißen, halblangen Kittel, hatte Falten auf der Stirn und schmale Lippen.

»Ich habe geschlafen«, sagte er. »Inzwischen habe ich mir verschiedene Aufnahmen angesehen. Zusammen mit meinen Kollegen bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß es sich nicht um Meteoriten handelt. Die Zeit der Leonidenschwärme ist noch nicht gekommen. Außerdem sollen die Erscheinungen ziemlich langsam herabgesunken sein.«

Was er mit Leonidenschwärmen meinte, wußte ich nicht, das andere half mir auch nicht weiter.

»Haben Sie irgendwelche Vermutungen, Doktor?« fragte ich.

»Es ist nicht meine Aufgabe, Hypothesen aufzustellen«, ließ er mich wissen.

Er hätte Werners Gesicht im Spiegel sehen sollen, dann hätte er seine Haltung bestimmt rasch geändert.

»Danke«, sagte ich.

»Warten Sie«, rief er hastig. »In welcher Zeitschrift wird dieses Interview erscheinen?«

Ich verzichtete auf eine Antwort und hängte ein. Wahrscheinlich hatte er mir ein Bild anbieten wollen. Meine Hand glitt in die Tasche.

Da war sie, die Pistole. Mart Farrell, Kaufmann, mit einer Waffe in der Tasche und utopischen Ideen in seinem Schädel. Ich lachte. Es klang häßlich. Unschlüssig sah ich mich auf der Straße um.

Warum sollte ich noch länger warten?

Ich wollte etwas herausfinden. Das konnte ich jetzt genauso-

gut erledigen wie einige Stunden später. Ich dachte an Audrey, aber ihr Gesicht blieb nicht in meinen Gedanken haften. Da war nur ein anderes Antlitz – ein Geflecht von blaugrauer Farbe.

Ich ging in eine kleine Weinstube, um etwas zu trinken. Noch nie in meinem Leben hatte ich eine derartige Angst gehabt. Sie ließ sich einfach nicht abschütteln. Ich trank aus, zahlte und verließ das Lokal. Der Kellner hatte mich mißtrauisch betrachtet, oder war mir das nur so vorgekommen?

Dann tat ich etwas Verrücktes. Ich kaufte einen Spiegel. Er war nicht sehr groß, ungefähr so, wie man ihn zum Rasieren benutzt. Er hatte einen Aufhänger. Ich blickte hinein. Mein Gesicht war dem eines Fieberkranken nicht unähnlich.

Einige Passanten starrten mich an. Die Straße war wohl nicht der geeignete Ort, um sich im Spiegel zu betrachten. Hastig steckte ich ihn weg.

Es wurde Zeit, daß ich meinen Plan ausführte, sonst würde ich die kommende Nacht sicher auf einer Bank im Park verbringen. Ich fuhr mit einem Bus zu der Haltestelle, die Werners Haus am nächsten lag. Das Tor war bereits geschlossen. Die Arbeiter der Firma hatten Feierabend gemacht und waren gegangen. Auf meiner Brust lastete ein dumpfer Druck.

Mit flatternden Fingern schloß ich auf.

Ich kam unbeachtet ins Haus. Alles war still. Ich hoffte, daß Werner und seine Frau verschwunden wären. Langsam stieg ich die Treppe hinauf. Die Stufen knarrten. Früher hatte ich das nie bemerkt. Ich gelangte in die erste Etage.

Ich klopfe an die Küchentür.

»Kommen Sie nur herein, Herr Farrell«, rief Werners Frau freundlich.

Ich schluckte. Jetzt konnte ich nicht mehr zurück. Meine Hand umfaßte die Klinke und drückte sie nach unten.

Werners Frau war allein in der Küche. Sie stand hinter dem Tisch und schälte Kartoffeln. Vor ihr befand sich ein großer

Aluminiumtopf, in den sie die geschälten Kartoffeln hineinwarf. Ihr graues Haar war zu einem Knoten zusammengesteckt. Die Falten um ihre Augen zogen sich zu einem freundlichen Lächeln zusammen.

Ich zog die Tür hinter mir zu.

»Mein Mann ist noch nicht da«, sagte sie.

Geschickt hantierte sie mit dem Messer. Ich starre sie ununterbrochen an. Sie wurde unsicher.

»Stimmt etwas nicht, Mr. Farrell?« fragte sie.

Eine halbe Nacht und ein ganzer Tag voller Angst hatten genügt, um mich kopflos werden zu lassen. Ich zerrte den Spiegel aus der Tasche und ging drohend auf sie zu.

»Blicken Sie da hinein!« rief ich schrill.

Sie wich zurück. Ihre Hände preßten sich über der Brust zusammen. Sie sah wie eine ängstliche alte Frau aus – aber das war sie nicht. »Sind Sie verrückt?« brachte sie hervor.

Ich drang auf sie ein. Dabei bewegte ich den Spiegel wie eine Waffe. Sie schlug danach, und er fiel zu Boden. Glas splitterte, und Scherben rutschten über den Boden und unter den Tisch.

Der Lärm brachte mich zur Besinnung. Werners Frau stand jetzt an der Fensterbank. Sie beobachtete mich schweigend.

»Es tut mir leid«, sagte ich schwach.

»Ich werde es meinem Mann erzählen«, sagte sie vorwurfsvoll. »Was fällt Ihnen überhaupt ein?«

Sie lief an mir vorüber und holte eine Schaufel und einen Handbesen.

Tonlos sagte ich: »Ich wollte feststellen, ob Sie Sie sind.«

Mit flinken Bewegungen kehrte sie die Scherben in die Schaufel. Das Gerassel ging mir auf die Nerven. Ich war jetzt unsicher geworden. Vielleicht war es nur Werner, mit dem etwas nicht stimmte. Die vergangene Nacht fiel mir ein. Die Frau hatte die gleiche eigenartige Sprache benutzt.

»Sie sind ja krank«, sagte sie in diesem Augenblick.

Ich war jetzt geneigt, ihr zu glauben. Am nächsten Morgen

würde ich einen Arzt aufsuchen. Solche Halluzinationen waren gewiß nicht harmlos. Etwas beruhigt verließ ich die Küche. Ich ging durch den Flur zu der Treppe, die zu meinem Zimmer hinaufführte.

Da sah ich es!

Der große Garderobenspiegel war verschwunden. An seiner Stelle befand sich nur ein schwarzer Fleck an der Wand. Gehetzt blickte ich mich um. Die Küchentür war geschlossen.

Ich war nicht krank. Auch nicht verrückt. Ich hatte eine Entdeckung gemacht, die in ihrer Art einmalig war. Werner und seine Frau hatten sich verändert. Die Sprache, die sie benutzten, wenn sie sich allein glaubten, war keine menschliche. Ihre Gesichter sahen in einem Spiegel wie zusammengesetzte Spinnennetze aus.

Und sie wußten, daß ich ihnen auf der Spur war.

Es gibt Kriminalgeschichten, in denen biedere Bürger ganze Verbrecherbanden zur Strecke bringen. Sie stimmen nicht. Gehen Sie hin und stellen Sie einen Durchschnittsmenschen in eine neuartige Situation, in der sein Leben bedroht ist. Er kann sich vielleicht retten. Es ist sogar möglich, daß er den einen oder anderen Gegner ausschaltet. Dann jedoch ist er mit seinem Latein am Ende.

So wie ich.

Ich hockte auf dem Rand meines Bestes. Schräg gegenüber lag die Pieper auf dem Tisch. Gespannt und entsichert. Alles in mir drängte danach, dieses Haus zu verlassen. Aber ich blieb sitzen. Ein untrügliches Gefühl sagte mir, daß, wenn ich diese Vorgänge nicht aufdeckte, ich später doch bedroht sein würde. Nur mit Beweisen konnte ich zur Polizei gehen.

Es wurde allmählich dunkel. Ich sah aus dem Fenster. In den Häusern gegenüber brannten die ersten Lichter. Durch den Fliegendraht sahen sie wie ein kariertes, leuchtendes Muster aus. An einem der Fenster stand ein Mann und blickte herüber.

Sicher konnte er mich nicht sehen. Er war nur mit einem Unterhemd bekleidet. Wenn ich laut geschrien hätte, wäre er vielleicht hierhergekommen.

Und danach?

Sollte ich ihm den dunklen Platz an der Wand zeigen? Ihm erklären, daß hier heute morgen noch ein Spiegel gehangen hatte? Frau Werner würde ihm hinter meinem Rücken einen bedeutsamen Blick zuwerfen. Er würde verstehen, nicken und wieder verschwinden.

»Dort drüben, bei Werners, wohnt ein Verrückter«, würde er seiner Familie berichten.

Was hätte ich wohl unternommen, wenn ein Mann mit einer solchen Geschichte zu mir gekommen wäre? Ich hätte ihn noch nicht einmal zu Ende angehört.

Da hörte ich Werner kommen. Seine schweren Schritte erklangen auf der unteren Treppe. Die Küchentür wurde geöffnet, und seine Frau ging ihm entgegen.

Ich sprang auf. Meine Kehle war ganz ausgetrocknet. Ich preßte mein Ohr an die Tür und lauschte. Die Frau sagte irgend etwas, aber ich konnte es nicht verstehen. Werner brummte nur. Gemeinsam gingen sie in die Küche.

Nun saßen sie dort unten und überlegten, was sie mit mir anfangen sollten. Zu welchem Ergebnis sie auch kommen sollten, einfaches Spiel würden sie nicht mit mir haben.

Ich blickte auf die Uhr. Jetzt war es Nacht geworden. Die Zeiger wiesen auf kurz nach 20 Uhr. Irgendwo in der Nachbarschaft spielte ein Fernsehgerät in voller Lautstärke. Die Stimme von Lupe Martell, dem König der Sensationen, dröhnte in meinen Ohren.

,Ich habe eine Sensation für dich, Lupe. Komm her und sieh sie dir an‘, dachte ich sarkastisch.

Auf das protestierende Geschrei einer Frau hin wurde das Gerät schließlich leiser gedreht. Das tat mir leid. Irgendwie hatte es mir das Gefühl gegeben, nicht allein und verlassen zu

sein. Ich war viel zu aufgereggt, um müde zu werden. Es war mir unmöglich, mich auf ein Buch zu konzentrieren. Immer wieder lauerte ich auf Geräusche vom unteren Stockwerk. Nervös spielten meine Finger mit der Bettdecke. Meine Furcht war zu groß, um mich selbst die Initiative ergreifen zu lassen. Ich konnte nur dahocken und darauf warten, daß Werner und seine Frau etwas unternahmen. Und das taten sie dann auch.

Zuerst dachte ich, es wäre der Fernseher und Lupe Martell.

Lupe war es nicht.

Es war die Küchentür, die mit einem trockenen Knall aufsprang. In der gleichen Sekunde, in der mein Gehirn die Ursache des Lärms erfaßt hatte, überfiel mich die Panik. Alle meine Vorsätze wurden über den Haufen geworfen. Es blieb nichts von ihnen übrig.

Etwas kam langsam die Treppe herauf.

Ich stieß einen Schrei aus. Jetzt dachte ich nur noch an Flucht.

Das Fenster! Wenn es mir gelang, den Fliegendraht zu lösen, konnte ich über das Trockendach in den Hof gelangen. Da das große Tor noch offen war, erschien mir der Rest als ein Kinderspiel. Die Tür, die direkt zum Trockendach führte, war verriegelt. Außerdem hätte ich dann mein Zimmer verlassen müssen. Ich griff nach der Pistole.

Mit einer Hand berührte ich den Fliegendraht. Einer der eingegipsten Haken war lose. Ich konnte ihn ohne Mühe herausziehen. Hastig zerrte ich an dem zweiten. Er gab nicht nach. Ich legte die Pistole weg und griff mit beiden Händen nach ihm. Schweiß brach mir aus. Meine Finger rissen an den scharfen Kanten des Eisens auf und bluteten.

Auf der Treppe ertönten fürchterliche Geräusche. Sie kamen näher.

Verzweifelt warf ich mich mit meinem ganzen Körpergewicht gegen den Fliegendraht. Er beulte sich aus, gab jedoch

nicht nach.

»Wrösgad?« knurrte es draußen.

Wütendes Gepolter folgte.

Ich hämmerte mit beiden Fäusten auf den Maschendraht ein.

»Tarranglsd«, rief jemand grollend.

Vor Angst halb wahnsinnig, wandte ich mich der Tür zu. Der Tumult breitete sich von der Treppe rasch in meine Richtung aus. Ich wimmerte leise vor mich hin.

Vor der Tür war ein wildes, unmenschliches Geräusch – dann sprang sie auf.

Ohne zu zielen, laut schreiend, entleerte ich das Magazin.

Ich sah überhaupt nicht, worauf ich da schoß. Mit vorgestreckten Armen taumelte ich aus dem kleinen Raum. Etwas lag auf dem Boden. Ich stolperte darüber und wäre beinahe zu Boden gestürzt. Als ich die Treppe erreichte, ließ ich die Pistole fallen. Sie polterte vor mir die Stufen hinunter.

Heute weiß ich nicht mehr, wie ich in das Büro im Erdgeschoss gelangt bin.

Am Telefon war ich wieder einigermaßen bei Sinnen. Ich las die Nummer der Polizei auf der vorgedruckten Karte im Schaltkasten. Es dauerte über eine Minute, bis es mir gelungen war, die richtige Wahl auszuführen.

»Polizeirevier drei«, sagte eine ruhige Männerstimme.

Da hörte ich mich, Mart Farrell, die schrecklichen Worte sagen, die ich während der Gerichtsverhandlung dreimal wiederholen mußte:

»Ich habe soeben zwei Menschen erschossen – oder zwei Ungeheuer. Kommen Sie schnell!«

Er fragte nach der Adresse. Ich gab sie ihm. Der Klang meiner Stimme hatte ihn sicher sofort von der Wahrheit meiner Angaben überzeugt.

Ich ging nicht wieder hinauf. Mir fehlte die Kraft dazu.

Als sie kamen, hing ich teilnahmslos auf einem Stuhl.

Der Kommissar war ein kleiner Mann, mit einem verwegenen Hut und grauen Augen. Zwei Leutnants und der Polizeiarzt waren bei ihm.

»Wo sind die Leichen?« fragte der Kommissar.

»Oben«, brachte ich hervor.

Er nickte seinen Begleitern kurz zu, und sie eilten in die oberen Stockwerke. Wir waren jetzt allein. Er ließ sich auf den Rand des Schreibtisches nieder.

»Warum haben Sie das getan?« fragte er.

»Warum?« wiederholte ich. »Warten Sie auf Ihre Männer, dann will ich es Ihnen sagen.«

Er zuckte die Schultern.

Er legte mir Handschellen an. Ich wehrte mich nicht.

»Kommen Sie mit hinauf«, befahl er.

Widerwillig folgte ich ihm. Werner und seine Frau waren mit Decken zugedeckt. Ich hätte sie gern gesehen, um mich zu überzeugen, ob sie wirklich tot waren. Und ich hatte sie gern gesehen, um festzustellen, ob sie eine Ähnlichkeit mit Werner und seiner Frau hatten.

»Sie sind tot«, sagte der Arzt. »Jeder hat zwei Schüsse im Körper.«

»Haben Sie etwas Ungewöhnliches an ihnen bemerkt?« fragte ich ihn.

Er hielt meine Frage sicher für Zynismus.

»Sie Teufel«, sagte er voll Verachtung.

Der Kommissar empfahl mir, den Mund zu halten.

»Es bringt Sie auf den elektrischen Stuhl, Farrell«, eröffnete er mir. »Welches Motiv Sie auch immer anrühren werden.«

Ich sah ihn schweigend an.

»Also gut«, sagte er kalt. »Was ist passiert?«

»Sie sahen im Spiegel wie Ungeheuer aus«, sagte ich dumpf.

»Und sie sprachen wie Ungeheuer.«

Er kam langsam auf mich zu. Als er dicht vor mir stand, funkelten seine Augen bösartig.

Dann flüsterte er mir ein Wort zu.

Ich konnte ihn nicht erschießen, denn ich hatte keine Pistole.  
Es war auch unmöglich, ihn zu erwürgen. Die Handschellen  
hinderten mich daran, und er war bewaffnet.

Ich sah ihn nur an.

»Rredbaget«, wiederholte der kleine Kommissar noch ein-  
mal.

## *Die Bevölkerungsbombe*

Irgendwann in diesem trockenen langen Sommer wechselte Andrew Spellert seinen Wohnsitz. Er tauschte seine düstere Bodenkammer im Westen der Stadt gegen ein ebenfalls düsteres Zimmer im Ostteil. Nicht, daß ein zwingender Grund für diesen Umzug bestanden hätte, denn Spellert war ein anspruchsloser Mann, der sich Abend für Abend zwei Eier in die Pfanne schlug und einige Dosen warmes Bier trank; aber es war eine gewisse Unruhe in Spellert, hervorgerufen vielleicht durch die lange Trockenperiode.

Spellert war ein großer, magerer Mann, mit breitem Mund und hervorquellenden Augen. Seine wenigen Bekannten nannten ihn wegen seines Aussehens »Shark«, was soviel bedeutete wie Haifisch. Andrew »Shark« Spellert arbeitete in einer kleinen Etikettenfabrik. Seine Hände waren gelb und rauh vom Klebstoff, den er auf die Rückseite der Papierschilder pinseln mußte. Spellert war ein reinlicher Mann, aber der Geruch nach Farbe und Aceton begleitete ihn, wenn er abends die Fabrik verließ, er haftete in den Haaren, unter den Fingernägeln und in den Rissen und Poren der Haut. Er wich weder vor Schmierseife noch vor heißem Wasser und widerstand hartnäckig allen Versuchen Spellerts, ihn mit Rasierwasser und Herrenparfüm zu vertreiben.

An jenem Tag, da Andrew Spellert umzog, brannte die Sonne erbarmungslos auf die Vierzig-Millionen-Stadt herunter und verwandelte sie in einen glühenden Kessel. Ein Strom von Fahrzeugen bewegte sich durch die hitzelimmernden Straßen. Fußgänger, mit roten, schweißüberströmten Gesichtern ergossen sich durch die Eingänge ins Innere riesiger Warenhäuser, wo die Klimaanlagen lindernde Kühle versprachen. Auf kleinen, harten Stühlen saßen sie sich an endlosen Tischreihen gegenüber, schlürften Fruchtsaft oder lutschten Eis, während ein Lautsprecher Werbetexte brüllte und die Rolltrep-

pen immer neue Menschenmassen in die Restaurantetage brachten.

Auf der Straße standen an jedem Hydranten zwei Polizisten, um zu verhindern, daß sich jemand über seine ihm zustehende Ration hinaus mit Wasser versorgte. Sich die breiten Rücken zuwendend, lehnten die Beamten an der Metallsäule, träge blinzelnd, ab und zu mit den Füßen scharrend und sich stets der Tatsache bewußt, daß sie verloren waren, wenn die Menge sich zusammenrottete und die Hydranten überfallen würde.

Aber jeder revolutionäre Gedanke mußte unter der Hitze-glocke erstickeln, die die Stadt einschloß. Die Gedanken der Menschen befaßten sich mit unbedeutenden Problemen, kaum, daß sich jemand aufraffte, daran zu denken, was der nächste Tag bringen würde.

Die Stadt glich einem Ameisenstaat, und Spellert wurde an diesem Tag von der plötzlichen Angst überfallen, daß er inmitten von vierzig Millionen Menschen ersticken könnte.

Viel schlimmer als das Bewußtsein, unter diesen Menschenmassen zu leben, war die Überzeugung, daß es keine Flucht aus dieser Stadt gab. Es gab keine kleinen Städte mehr. Die Menschen mußten zusammengeballt in Riesenstädten leben, denn die Landwirtschaft brauchte viel Platz, um die Ernährung von elf Milliarden Menschen einigermaßen zu gewährleisten.

Auf dem Jupitermond Ganymed existierte eine kleine Kolonie, aber auch unter den Kuppelbauten herrschte drangvolle Enge, so daß die wenigen Auserwählten, die den Flug in den Weltraum antreten konnten, fast irdische Verhältnisse antrafen.

Am Tag seines Umzugs hatte Spellert einen Tag Urlaub erhalten, obwohl sein gesamtes Mobiliar nur aus einer großen Reisetasche bestand, in der er seine Kleider und sonstigen Habseligkeiten mühelos unterbrachte. Er verließ seine Bodenkammer am späten Nachmittag und gab seinen Schlüssel bei dem alten Portier des Hochhauses ab.

»Sie wollen uns also verlassen«, stellte der Portier fest und

rasselte mit den Schlüsseln. »Schade, Shark. Ich hatte nie Schwierigkeiten mit Ihnen. Wer weiß, wer Ihr Nachfolger sein wird.«

Spellert lachte über die Sorgen des alten Mannes und gab ihm ein Päckchen Zigaretten.

»Verlassen Sie die Stadt?«

Spellert schüttelte den Kopf. Er hatte die Reisetasche zwischen die Beine geklemmt und stützte sich mit den Ellenbogen auf den Schalter des Empfangszimmers. Die Vertrautheit dieser Umgebung, in die er nicht wieder zurückkehren würde, stimmte ihn traurig.

»Es fällt Ihnen schwer, uns zu verlassen, was?« fragte der Portier und riß das Zigarettenpäckchen auf.

Spellert richtete sich auf, nickte dem alten Mann zu und trat auf die Straße hinaus. Die Hitze überfiel ihn wie ein wildes Tier, und er stieß mit einigen Passanten zusammen, die er in seiner Benommenheit nicht auf sich zukommen sah.

Er winkte einem Taxi und nannte dem Fahrer seine neue Adresse. Im Innern des Wagens war es so heiß, daß Spellert sofort zu schwitzen begann. Der Fahrer trug keine Jacke, sein Hemd war dunkel vom Schweiß. Das Fahrzeug war von einer Staubschicht überzogen. Spellert ließ sich in den Sitz sinken und bewunderte im stillen den Fahrer, der Stunde um Stunde seinen Wagen durch die Stadt steuern mußte.

Der Taxifahrer war mürrisch und zu keinem Gespräch bereit, aber seine rotumränderten Augen beobachteten wachsam den Verkehr. Spellert blickte aus dem Fenster. Das Brummen des Motors übertönte den Lärm der Menschen auf der Straße, so daß sich Spellert dem angenehmen Gefühl einer gewissen Abgeschlossenheit hingeben konnte. Das gleichmäßige Geräusch des Motors und die leichten Erschütterungen des Sitzes, wenn der Wagen durch ein Schlagloch fuhr, machten Spellert schlafelig. Er fragte sich, warum dem Fahrer nicht übel wurde, dann schweiften seine Gedanken ab und beschäftigten

sich mit dem neuen Zimmer, in das er einziehen würde. Ob er diesmal Kontakt zu seinen Nachbarn fand? Innerhalb des Hochhauses, das er vor wenigen Minuten verlassen hatte, war er mit niemand bekannt gewesen. Manchmal fragte sich Spellert, ob ihn die Menschen wegen seines eigenartigen Körpergeruchs mieden. In solchen Augenblicken war er entschlossen, die Arbeit in der Etikettenfabrik aufzugeben. Diese Entschlossenheit währte allerdings nie lange, so daß er sich Tag für Tag, von Sonn- und Feiertagen abgesehen, am gleichen Platz niederließ, den breiten Pinsel in Aceton aufweichte und Klebstoff auf Papierschilder auftrug. Manchmal löste diese primitive und schlecht bezahlte Arbeit solche Minderwertigkeitsgefühle in ihm aus, daß er den Pinsel fest umklammern mußte, um nicht laut zu schreien. Dann saß er stundenlang mit verbissinem Gesicht da und arbeitete wie eine Maschine.

Es gab aber auch Tage, an denen er ein gewisses Glück empfand. Er erinnerte sich, daß auf jeden Beschäftigten drei Arbeitslose kamen, so daß er durchaus stolz sein konnte. Solche Zufriedenheit überkam ihn meist abends, wenn er, trunken von einigen Dosen Bier, im Sessel saß und vor sich hin starrte. Seine Gedanken traten dann erstaunliche Höhenflüge an und ließen ihn an Dingen teilnehmen, die er nur von Fernsehsendungen oder aus Erzählungen kannte.

Das Taxi hielt vor einem gewaltigen grauen Gebäude, das alle anderen Häuser in der Umgebung weit überragte. Spellert zahlte und griff nach seiner Reisetasche. Er stand am Straßenrand und sah zu, wie sich das Taxi wieder in den Strom der Fahrzeuge einordnete.

Er zog den Mietvertrag aus der Tasche. Das Zimmer, das er in Zukunft bewohnen würde, lag auf der 19. Etage. Spellert blickte an dem Gebäude hinauf und zählte die Stockwerke ab. Er zählte bis neunzehn, dann trat er in den Vorraum und folgte einem Hinweisschild, das ihn zur Verwaltung führte. Er

bezahlte für drei Monate im voraus, erhielt einen Stempel unter den Vertrag und fand sich gleich darauf im Lift wieder. Um diese Tageszeit war das Hochhaus von fast allen Mietern verlassen, der Korridor dehnte sich leer und still vor Spellert aus, als er aus dem Lift trat. Er blieb stehen und atmete tief.

Die Stille währte nur Sekunden, dann knallte eine Tür, und Schritte hallten über den Gang. Spellert fuhr zusammen und ging hastig weiter, als hätte man ihn bei einem Vergehen ertappt.

Spellerts Blicke wanderten an den Zimmertüren entlang, bis er die richtige Nummer fand. Bevor er eintrat, widmete er seine Aufmerksamkeit einem kleinen Schild an der Tür seines Nachbarn, das jeden Besucher zum Anklopfen aufforderte. Spellert fragte sich, wer dieser Mieter sein konnte, der ein derart lächerliches Schild an seiner Tür befestigte. Als Spellert den Reisekoffer auspackte, beschäftigte er sich in Gedanken noch immer mit diesem Schild, und er überlegte, ob sein Nachbar befürchtete, bei irgend etwas überrascht zu werden.

Da Spellerts Zimmer im mittleren Teil des Gebäudes lag, besaß es kein Fenster, sondern nur ein quadratisches Loch, das in den Luftschacht mündete. Spellert ahnte, daß er durch den Schacht manchen Lärm aus den Zimmern über und unter dem seinen hören würde, und er sagte sich, daß er das Zimmer nicht gemietet hätte, wenn er diese Sache früher bedacht hätte. Er war ein Mann mit ausgeprägter Phantasie, und er würde versuchen, jedes Geräusch, das durch den Luftschacht in sein Zimmer drang, irgendwie zu deuten. Er würde sich vorzustellen versuchen, was ein Knacken bedeuten konnte, oder ein Schleifen. Jedes Knarren würde ihn ablenken, und allmählich würde er nervös werden.

Spellert warf sich auf das Bett und schloß die Augen. Angesichts des Schachtes würde Spellert jedes Geräusch vermeiden. Er würde auf Socken durch sein Zimmer schleichen und mit angehaltenem Atem ins Bett sinken, immer in Sorge, daß er im

Schlaf sprechen könnte.

Eine Stunde nach dem Einzug begann Spellert den Schacht zu hassen, er warf ab und zu zornige Blicke hinüber und wartete darauf, daß dieses schwarze Riesenmaul eine Flut obszöner Geräusche ins Zimmer speien würde.

Als Andrew »Shark« Spellert den Raum verließ, um die Toilette aufzusuchen, traf er zum erstenmal mit seinem Nachbarn zusammen. Es war ein kleiner, fülliger Mann, der geräuschvoll seine Zimmertür aufschloß, als Spellert auf den Korridor hinaustrat. Der Mann blickte über die Schulter und lächelte Spellert zu. Er besaß große blaue Augen, weiche Lippen und rote Wangen.

Spellert blieb unwillkürlich stehen und schaute den Mann an. Der Fremde zog die Tür wieder zu, als wollte er auf jeden Fall vermeiden, daß Spellert einen Blick in das Zimmer warf.

»Ich glaube, Sie sind mein neuer Nachbar«, sagte der Mann. Er lächelte heiter und übermittelte Spellert den Eindruck völliger Unbeschwertheit.

»Ich bin Andrew Spellert«, sagte Spellert formell.

Der andere reichte ihm eine dicke, feuchte Hand. Spellert ergriff sie und fühlte sich durch den schlaffen Händedruck unangenehm berührt.

»Ich heiße Walther Bosco«, sagte der dicke Mann. Ein fremdländischer Akzent schwang in seiner Stimme mit und machte sie interessant.

»Wenn Sie wollen, feiern wir sogleich meinen Einstand«, hörte sich Spellert sagen. »Ich habe ein paar Dosen Bier.«

»Ich bin ein leidenschaftlicher Biertrinker«, sagte Bosco.  
»Ich werde Eis mitbringen.«

Seine letzte Äußerung deutete an, daß er nicht gewillt war, die Begrüßungszeremonie in seinem Zimmer stattfinden zu lassen. Als Entschädigung würde er Eis beschaffen. Daß Bosco einen Kühlschrank besaß, erschien Spellert wie ein kleines Wunder, gleichzeitig begann er sich über diesen Mann Gedan-

ken zu machen.

Ein paar Minuten später kam Bosco mit einem Kübel voll Eiswürfel zu Spellert herüber. Spellert kippte das Eis in einen größeren Topf, gab Wasser und Salz hinein und versenkte die Bierdosen in die Flüssigkeit.

»Sicher wundern Sie sich, daß ich einen Eisschrank besitze«, sagte Bosco unvermittelt.

»Keineswegs«, versicherte Spellert hastig. Er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg, weil dieser kleine Mann scheinbar mühelos seine Gedanken durchschaute.

»Ich bin Wissenschaftler«, sagte Bosco. »Ich arbeite jeden Tag ein paar Stunden in einem großen Laboratorium. Ich verdiene genügend Geld, um mir ein besseres Zimmer leisten zu können, aber ich verwende meine gesamten Ersparnisse für private Experimente.«

Spellert verstand plötzlich, warum Bosco das Schild an seiner Zimmertür hängen hatte. Wahrscheinlich glich sein Raum einem Labor, und er wollte nicht, daß jemand diese Einrichtung zu Gesicht bekam.

Bosco erwartete offenbar, daß der neue Mieter nun seinerseits von seinem Beruf berichten würde, und Spellert begann hemmungslos zu lügen. Er fühlte sich verpflichtet, als Nachbar eines Wissenschaftlers zumindest eine verantwortliche Stellung innezuhaben. Bosco hörte geduldig zu. Manchmal lächelte er verständnisvoll, als bestünde zwischen seinen und Spellerts Ansichten eine stillschweigende Übereinkunft.

Als Bosco wieder das Wort ergriff, erzählte er, daß er sich erst seit zwei Jahren in dieser Stadt befand. Spellert war darüber sehr erleichtert, denn jetzt konnte er sicher sein, daß der Wissenschaftler sich nicht gut genug in der Stadt auskannte, um Spellerts Lügen zu durchschauen.

Bosco erzählte ausschließlich von seiner Vergangenheit. Ein Jahr hatte er am Ganymed-Projekt mitgearbeitet. Dann war irgend etwas geschehen, was Bosco veranlaßt hatte, in eine

andere Stadt zu ziehen. Es gab einen dunklen Punkt in Boscos Leben, über den er offenbar nicht sprechen wollte.

»Ich denke, das Bier ist jetzt kühl«, unterbrach er seinen Bericht und nahm zwei Dosen aus dem Topf.

Spellert stellte zwei Gläser bereit. Seit Jahren hatte er kein kühles Bier mehr getrunken, und er fühlte, wie Dankbarkeit in ihm aufstieg. Die beiden Männer stießen an und tranken.

Der Alkohol hielt ihre Zungen in Fluß, bald ertappte sich Spellert dabei, wie er Bosco auf die Schultern klopfte. Ab und zu machte Bosco geheimnisvolle Andeutungen, aber Spellerts Verstand war umnebelt vom vielen Bier, und er brauchte nur in das heitere Gesicht des kleinen Mannes zu sehen, um zu erkennen, daß alles in Ordnung war.

Von diesem Tag an kam Walther Bosco jeden Abend für eine Stunde zu Andrew Spellert herüber, um mit ihm ein paar Dosen Bier zu trinken. Nie kam einer der beiden Männer auf den Gedanken, den Umtrunk in Boscos Zimmer zu verlegen, sie hatten sich stillschweigend damit abgefunden, daß sie das Bier bei Spellert tranken.

Bosco war ein redegewandter Mann, er wußte unzählige spannende Geschichten zu erzählen. Nach den ersten Tagen empfand Spellert leichte Verlegenheit, weil er nur noch wenig zur Unterhaltung beisteuern konnte. Aber Bosco schien das überhaupt nicht zu bemerken. Seine Stimme erfüllte den düsteren Raum mit Leben, und er unterbrach sich nur, um einen Schluck zu trinken.

Allmählich fand Spellert an diesen Stunden Gefallen, und er begann sich bereits tagsüber, wenn er Klebstoff und Papierschilder pinselte, Gedanken darüber zu machen, was Bosco wohl an diesem Abend erzählen würde. Ohne sich dessen bewußt zu werden, betrachtete er den Wissenschaftler als eine Art festen Besitz, und als Bosco eines Abends nicht erschien, war Spellert enttäuscht und wütend. Am nächsten Tag kam Bosco wieder und erklärte, daß er an einer Sitzung teilgenom-

men hätte.

Es war ein halbes Jahr seit Spellerts Einzug verstrichen, als Bosco eines Abends ohne den Eiskübel erschien und auf der Türschwelle stehenblieb.

Andrew Spellert blickte überrascht auf.

Bosco lächelte und preßte die Fingerspitzen gegeneinander.

»Ich frage mich schon die ganze Zeit, warum wir unser Bier nicht einmal bei mir trinken sollten«, sagte er. »Was halten Sie davon, Shark?«

Spellert sprang auf und ergriff die vier Dosen, die auf dem Tisch bereitstanden. Er hatte sich schon immer gewünscht, Boscos Einrichtung kennenzulernen. Die Vorsicht, mit der der Wissenschaftler sein Zimmer verschloß, hatte Spellerts Neugier noch geschürt.

»Es ist nur wenig Platz«, sagte Bosco entschuldigend, als er über den Korridor vorausging. »Doch das wird Sie sicher nicht stören.«

»Gewiß nicht«, versicherte Spellert atemlos.

Obwohl Bosco nur herübergekommen war, um Spellert abzuholen, hatte er seine Zimmertür abgeschlossen. Spellert hörte den Schlüssel knirschen, dann stieß Bosco die Tür auf. Er schaute sich um, ob jemand im Korridor zu sehen war, dann machte er eine einladende Geste.

Spellert hatte Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen. Die Hälfte des Zimmers wurde ausgefüllt von einem rechteckigen Behälter, der wie ein zu groß geratenes Aquarium aussah. Um den Behälter waren einige Geräte gruppiert, die weder mysteriös noch gefährlich aussahen. An den Wänden hingen mehrere Käfige mit weißen Mäusen und Meerschweinchen darin.

Spellert, der unwillkürlich stehengeblieben war, fühlte den sanften Druck von Boscos Hand in seinem Rücken und trat endgültig ein. Der Wissenschaftler riegelte die Tür von innen ab und deutete auf einen Stuhl.

Spellert nahm Platz, während Bosco Eiswürfel aus dem

Gefrierfach des Kühlschranks holte.

»Nun, wie gefällt es Ihnen hier?« fragte der kleine Mann. Er nahm die Dosen entgegen, die Spellert noch immer in den Händen hielt.

»Ein kleines Labor«, bemerkte Spellert vorsichtig. »Hoffentlich haben Sie mit Ihren Versuchen Erfolg.«

Zum erstenmal, seit Spellert den Wissenschaftler kannte, verschwand die sorglose Heiterkeit aus Boscos Gesicht. Er ließ sich auf dem Bett nieder und stützte seinen Kopf in die Hände. Spellerts Blicke, die unablässig durch das Zimmer wanderten, blieben an dem Ventilator hängen, den Bosco vor der Öffnung des Luftschachts montiert hatte.

Eine gute Idee, dachte Spellert. Der Ventilator übertönte die anderen Geräusche und sorgte trotzdem für frische Luft.

Bosco stand auf und öffnete eine Bierdose. Er benutzte kein Glas, sondern hob die Dose über seinen Kopf und ließ den braunen, schaumigen Strahl in seinen Mund fließen. Er trank, ohne daß ein Tropfen danebenging.

»Heute ist ein besonderer Tag«, sagte er, und das alte heitere Lächeln kehrte in sein Gesicht zurück.

»Haben Sie Geburtstag?« fragte Spellert, dem plötzlich der Gedanke gefiel, daß er länger als eine Stunde hier sitzen und Bosco zuhören könnte.

»Ich habe mich entschlossen, meine privaten Experimente aufzugeben«, sagte Bosco. »Deshalb habe ich Sie herübergebeten. Im Lauf der nächsten Tage werde ich meine Ausrüstung verkaufen.«

Bosco tat Spellert leid, denn der Wissenschaftler schien lange mit sich gerungen zu haben, bis er diesen Entschluß gefaßt hatte. Wieder fragte sich Spellert, welche Experimente der kleine Mann durchgeführt haben mochte.

»Fehlt es Ihnen an Geld?« fragte Spellert. »Brauchen Sie irgend etwas, um Ihre wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen?«

»Es fehlt nicht an Geld«, sagte Bosco. »Ich habe nicht genü-

gend Mut, Shark. Das ist alles, was mir fehlt. Ich bin zu feige, um den entscheidenden Versuch durchzuführen.«

Obwohl es im Zimmer sehr warm war, begann Spellert plötzlich zu frösteln. Das Rascheln der kleinen Tiere in ihren Käfigen erschien ihm unheimlich, und er blickte sich schon um, als könnte er Dinge sehen, die ihm bisher verborgen geblieben waren.

Er trank ein Glas Bier leer. Bosco ging unruhig im Zimmer auf und ab, es war unverkennbar, daß er sich mit Selbstvorwürfen quälte.

»Ich halte Sie nicht für feige«, sagte Spellert und schlug die Beine übereinander. »Wenn Ihre Experimente wichtig sind, sollten Sie sie nicht aufgeben. Vielleicht kann ich Ihnen irgendwie helfen.«

Bosco unterbrach seine Wanderung und blickte Spellert durchdringend an.

»Wissen Sie, wieviel Menschen jetzt auf der Erde leben?« fragte er.

»Elf Milliarden«, sagte Spellert, ohne nachzudenken.

»Das sind sechs Milliarden zuviel«, ereiferte sich Walther Bosco. »Es wird bald Krieg geben, weil Krieg im Augenblick die einzige Möglichkeit ist, um der Bevölkerungsexplosion Einhalt zu gebieten. Das heißt nicht, daß man den Krieg absichtlich auslösen wird, er ist nur eine zwangsläufige Folge von Platzmangel und Hungersnot. Zwei Drittel der Menschheit hungern, und eine weitaus größere Zahl lebt in menschenunwürdigen Verhältnissen. Die Bevölkerungsbombe ist längst explodiert, Shark.«

Die tiefe Erregung Boscos versetzte Spellert in Erstaunen, er hatte noch nie einen solchen Ausbruch des Wissenschaftlers erlebt. Bosco hatte leidenschaftlich gesprochen, seine Augen glänzten, und sein Gesicht hatte sich gerötet.

»Die Geburtenkontrolle hat wenig genutzt«, fuhr Bosco fort. »Selbst wenn sich die Hälfte der Menschheit strikt an die

Gebote der Vernunft halten würde, wäre die Zahl der täglichen Geburten noch viel zu hoch. Die Wissenschaft ist ununterbrochen damit beschäftigt, neuen Wohnraum und neue Ernährungsmöglichkeiten zu schaffen. Man beginnt, schwimmende Städte zu bauen, und unter diesen gigantischen Inseln suchen Tiefseefahrzeuge die Meere nach Nahrung ab. Es gibt synthetische Nahrungsmittel, aber die Grundprodukte werden immer knapper, und bald werden wir nur noch ausgelaugte Erde und Meerwasser haben.« Bosco seufzte und schüttelte den Kopf. »Die Kolonisation anderer Planeten unseres Sonnensystems bleibt vorläufig Illusion. Gewiß, ein paar tausend Menschen leben auf Ganymed, und auf dem Mars werden die ersten Kuppeln errichtet, aber was bedeuten zehntausend Menschen im Vergleich zu den Milliarden, die auf der Erde leben müssen? Bis wir in der Lage sind, große Raumschiffe zu fernen Sonnensystemen zu schicken, wird die Menschheit sich umgebracht haben.«

Spellert wünschte, der Wissenschaftler hätte von etwas anderem gesprochen. Boscos Worte erinnerten ihn an die drangvolle Enge der Stadt, an das Zusammen gepferchtsein in großen Wohnsilos, an synthetische Nahrung in der Fabrikskantine.

»Alle Einschränkungen kommen jetzt zu spät«, sagte Bosco niedergeschlagen. »Dabei liegt die Lösung der Probleme auf der Hand. Die Wissenschaftler haben jedoch wie blind stets in der falschen Richtung gesucht.«

Zum erstenmal begriff Spellert, daß zwischen den Experimenten Boscos und seinen Worten ein Zusammenhang bestand. Hatte der Wissenschaftler ein neues Nahrungsmittel entdeckt? Oder war es ihm gelungen, das Nahrungsbedürfnis eines Menschen auf ein Minimum zu senken? Eine Reihe anderer Projekte, von denen er gelesen hatte, fielen Spellert ein.

Bosco stand mit geballten Fäusten vor ihm.

»Was hat man denn schon getan?« fragte er. »Es herrscht immer noch das alte Prinzip der rücksichtslosen Ausbeutung der Erde. Der einzige Unterschied zwischen den Urmenschen und uns besteht darin, daß unsere Methoden ungleich raffinierter und verfeinerter sind. Aber wir tun nichts weiter, als diesen heruntergekommenen Planeten auszuhöhlen und auszusaugen, bis er eines Tages nur noch ein öder Schlackebrocken sein wird.«

»Was bleibt uns anderes übrig?« fragte Spellert. »Schließlich wollen wir alle leben. Wir brauchen Essen, Kleidung, Platz zum Wohnen, künstliche Wärme im Winter, künstliches Licht während der Dunkelheit. Elf Milliarden Menschen wollen versorgt sein. Welche Möglichkeiten bleiben den Forschern und den Regierungen? Sie müssen pausenlos nach neuen Nahrungsquellen suchen. Sie müssen immer höhere Wohnhäuser mit immer kleineren Zimmern bauen, damit Platz für alle da ist.«

Spellert blickte den kleinen Wissenschaftler an. Er bezweifelte nun, daß Boscos Experimente einen realen Hintergrund besaßen. Bosco war als Mitarbeiter des Ganymed-Projekts gescheitert, und jetzt jagte er irgendwelchen Hirngespinsten nach.

»Kommen Sie, wir trinken unser Bier«, sagte Spellert. »Sie sollten sich nicht soviel Gedanken über diese Dinge machen.«

»Vielleicht sind wir nicht mehr am Leben, wenn es zur großen Katastrophe kommt«, sagte Bosco. »Aber das ist kein Trost für mich, Shark. Ich frage mich, wozu ich gelebt habe, wenn die Welt nach meinem Tod in Stücke fällt. Irgendwann in der Zukunft sollten die Menschen an unsere Epoche zurückdenken und voller Stolz behaupten können, daß wir es waren, die das Problem der Überbevölkerung im richtigen Augenblick gelöst haben.«

Der Wissenschaftler warf sich aufs Bett und starrte gegen die Decke. Spellert erhob sich und drehte verlegen eine leere

Bierdose in den Händen.

»Ich werde jetzt gehen«, sagte er unentschlossen. »Sie werden bald darüber hinwegkommen.«

»Ich werde Ihnen zeigen, was ich entdeckt habe«, sagte Bosco.

»Das brauchen Sie nicht«, wehrte Spellert hastig ab. Irgendwie fürchtete er sich vor dem endgültigen Beweis für Boscos Verrücktheit.

»Es geht sehr schnell«, versicherte Bosco. Er verließ das Bett und nahm einen Käfig von der Wand. Er zeigte Spellert die weiße Maus, die sich ängstlich in eine Ecke ihres Gefängnisses duckte.

»Sehen Sie sich das Tier genau an«, forderte Bosco.

Spellerts Unbehagen wuchs. Angestrengt suchte er nach einem Vorwand, unter dem er sich zurückziehen konnte. Bosco beachtete ihn nicht länger. Er stellte den Käfig auf den Tisch und machte sich an den verschiedenen Geräten zu schaffen. Dabei schien er seinen Gast völlig zu vergessen. Die unheimliche Aktivität des kleinen Mannes bestärkte Spellert in seinem Glauben, daß Bosco verrückt war.

»Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß es gleich beim erstenmal funktioniert«, sagte Bosco unverhofft. »Bei jedem Experiment gibt es einen Unsicherheitsfaktor. Das ist auch der Grund, warum ich bisher nicht gewagt habe, den Versuch an mir selbst durchzuführen.«

»Warum sind Sie mit Ihren Theorien nie an die Öffentlichkeit getreten?« fragte Spellert. »Warum haben Sie sich nicht an die Regierung gewandt?«

Bosco unterbrach seine Arbeit und richtete sich auf. Seine großen Augen verschleierten sich.

»Ich habe es versucht«, sagte er tonlos. »Die offiziellen Stellen waren jedoch so mit dem Ganymed-Projekt beschäftigt, daß sie für nichts anderes Zeit und Interesse hatten. Schon damals erkannte ich, daß die Kolonisation einiger Planeten und

Monde unseres Sonnensystems keine befriedigende Lösung bedeutete. Ich beging den Fehler, meine Kritik zu laut und an der verkehrten Stelle zu äußern. Das bedeutete das Ende meiner Mitarbeit am Ganymed-Projekt.«

Spellert war überzeugt davon, daß man Bosco entlassen hatte, weil er irgendwelchen undurchführbaren Plänen mehr Aufmerksamkeit als seiner eigentlichen Arbeit geschenkt hatte. Es war schlimm für einen Mann, wenn er fest an eine Sache glaubte und dann erleben mußte, daß niemand außer ihm daran interessiert war. Vielleicht hatte Bosco damals einen inneren Knacks abbekommen, überlegte Spellert.

»Eine Zeitlang war ich verbittert«, erzählte Bosco. »Ich schmiedete sinnlose Rachepläne und schickte scharfe Artikel an große Zeitungen. Kein einziger Brief wurde abgedruckt. Ich begriff nicht, daß es meine eigene Unsachlichkeit war, die die Redaktionen davon Abstand nehmen ließ, meine Abhandlungen zu bringen, sondern ich war überzeugt, daß man meine Ideen und mich totschweigen wollte. Ich nahm andere Arbeit an und beschloß, mich nicht mehr um das Problem der Überbevölkerung zu kümmern.« Bosco lächelte verzerrt. »Ein Jahr hielt ich durch, doch dann begann ich wieder mit Berechnungen und kleineren Versuchen. Schließlich zog ich in diese Stadt, nahm einen anderen Namen an und suchte mir eine gutbezahlte Stellung in einem Labor. Ich beschaffte mir alle notwendigen Geräte, um meine Experimente durchführen zu können. Bestimmte Versuche, die in diesem Zimmer nicht möglich waren, machte ich im Labor. Unter dem Vorwand, Überstunden zu machen, blieb ich länger als meine Kollegen. Schließlich hatte ich zum erstenmal Erfolg. Jetzt weiß ich, daß meine Theorie richtig ist. Gäbe es keinen Unsicherheitsfaktor, könnte ich das Ergebnis meiner Forschungsarbeiten veröffentlichen.«

Bosco kam zum Tisch und hob den Käfig hoch.  
Er öffnete die Klappe und nahm die aufgeregte piepsende

Maus heraus.

»Auch dieses Tier braucht Fressen und einen bestimmten Lebensraum«, sagte Bosco, während er auf den großen Behälter zuging. »Bekommt es nicht genügend Nahrung, oder wird es in einem zu engen Käfig gehalten, wird es krank oder stirbt. Bei allen Lebewesen richtet sich der Anspruch nach Lebensraum und Nahrung nach der Körpergröße. Tausend und mehr Mäuse könnten in der Höhle eines Bären leben und wären mit der Nahrung des großen Tieres zufrieden. Wollten jedoch in der gleichen Höhle tausend Bären unterkommen, müßte es zwangsläufig zu Kämpfen und Hungersnot kommen.«

Das Gesicht des kleinen Mannes nahm einen lauernden Ausdruck an.

»Haben Sie einen Vorschlag, wie man das Problem der tausend Bären lösen könnte, Shark?«

»Man könnte die Höhle vergrößern«, meinte Spellert. »Oder ein Teil der Bären müßte sich nach einer anderen Höhle umsehen.«

»Es ist wirklich erstaunlich, wie sehr Ihre Antwort mich an die Art und Weise erinnert, wie man auf diesem Planeten der Bevölkerungsexplosion Herr zu werden versucht«, sagte Bosco. »Sie glauben einfach daran, daß immer eine Möglichkeit besteht, den Lebensraum zu vergrößern und neue Wohnbereiche zu finden. Dabei müßten Sie wissen, daß die Kapazität der Erde eines Tages erschöpft sein wird.«

Bosco hatte den Behälter erreicht und öffnete eine große Klappe. Er sagte ein paar beruhigende Worte zu der Maus und warf sie in den Behälter. Dann drückte er die Klappe wieder zu.

»Schenken Sie ein Bier ein, Shark«, sagte er erregt. »Wir müssen jetzt ein paar Minuten warten.«

»Was wird geschehen?« fragte Spellert.

Bosco wackelte ungeduldig mit dem Bierglas in seiner Hand und wartete, bis Spellert eingeschenkt hatte.

»Was wird geschehen?« wiederholte Spellert seine Frage.

Bosco nippte an seinem Glas und leckte den Schaum von der Oberlippe. Er blinzelte Spellert vertraulich zu und lehnte sich gegen den Tisch. Spellert dachte an die Maus, die jetzt irgendwo in dem Behälter steckte.

»Warten Sie«, sagte Bosco. »Sie werden sehen, was geschieht.«

Spellert hielt sein Glas sehr fest, weil er zitterte und nicht wollte, daß sein Nachbar es merkte. Endlich, als das Schweigen für Spellert unerträglich zu werden drohte, ging Bosco wieder zum Behälter. Er öffnete die große Klappe und zwängte sich durch die Öffnung. Eine Weile hörte Spellert ihn rumoren, dann tauchte sein Kopf in der Öffnung auf.

»Es hat funktioniert«, sagte er befriedigt und kam aus dem Behälter heraus.

Er hatte die rechte Hand zur Faust geballt und kam auf Spellert zu. Als er plötzlich die Faust öffnete, sah Spellert eine winzige, drei Zentimeter große weiße Maus auf der Handfläche des Wissenschaftlers.

»Es befand sich noch eine junge Maus in dem Behälter«, sagte Spellert verständnislos. »Was wollen Sie damit beweisen?«

»Unsinn!« stieß Bosco hervor. »Die Maus in meiner Hand ist die gleiche, die ich vor wenigen Augenblicken aus dem Käfig geholt habe. Ich habe sie nur verkleinert.«

Er sah, wie Spellerts Gesicht schlaff wurde, bemerkte das Unbehagen in den Augen des größeren Mannes.

»Sie denken, daß ich verrückt bin?«, sagte er überrascht. Er ließ die Maus auf den Boden fallen. Sie quietschte und flüchtete unter das Bett.

»Es ist unmöglich«, sagte Spellert betroffen. »Niemand kann irgend etwas verkleinern.«

»Aber es ist die Lösung aller Probleme«, ereiferte sich Bosco. »Kleinere Menschen brauchen weniger Platz und weniger

Nahrung.« Seine Augen blickten ins Nichts. »Ich wünschte, ich fände endlich den Mut für den entscheidenden Versuch.«

»Es ist besser, wenn ich jetzt gehe«, sagte Spellert und wich rückwärts zur Tür. »Sie haben sich in irgendeine Idee verrannt, Bosco. Ich hoffe, daß Sie davon loskommen.«

Er atmete auf, als er im Korridor stand. Er hörte, wie Bosco hinter ihm zuschloß. In seinem Zimmer legte Spellert sich aufs Bett und fragte sich, ob er einen Arzt für den Wissenschaftler bestellen sollte. Doch Bosco war nicht gefährlich, und das verrückte Spiel mit den weißen Mäusen schien sein Lebensinhalt zu sein.

Fünf Tage verstrichen, ohne daß Spellert seinen Nachbarn zu Gesicht bekam. Im Nebenzimmer war alles still. Trotzdem war Spellert sicher, daß Bosco seine Wohnung seit jenem Abend, an dem er das Experiment mit der Maus vorgeführt hatte, nicht mehr verlassen hatte.

Am sechsten Tag kloppte Spellert an Boscos Tür, weil er befürchtete, daß der kleine Mann sich etwas angetan haben könnte. Er erhielt keine Antwort. Die Tür ließ sich nicht öffnen, sie war von innen verriegelt.

»Bosco!« rief Spellert eindringlich. »Machen Sie keinen Unsinn. Kommen Sie heraus.«

Bosco reagierte nicht. Spellert schluckte trocken und sah sich hilfesuchend im Korridor um. Er dachte einen Augenblick nach, dann fuhr er mit dem Lift nach unten und suchte die Verwaltungsstelle auf.

Man gab ihm keinen Doppelschlüssel für Boscos Zimmer, aber auf sein Drängen hin erbot sich ein junger Mann, mit ihm nach oben zu fahren.

»Es wäre der dritte Selbstmord in diesem Jahr«, sagte der Verwaltungsangestellte. »Meistens stürzen sie sich aus dem Fenster.«

Er beobachtete, daß Spellert blaß wurde.

»Er war wohl Ihr Freund?«

»Ja, sicher«, entgegnete Spellert. »Es ist schließlich noch nicht heraus, ob er sich umgebracht hat. Vielleicht ist er heimlich gegangen, ohne sich abzumelden.«

Sie traten nebeneinander aus dem Lift, und der Korridor erschien Spellert wie ein endloser düsterer Graben, in dem die Türen Eingänge zu Grabkammern waren. Er warf einen scheuen Blick auf den jungen Mann, der mit schnellen Schritten und ungeduldiger Miene an seiner Seite ging.

Der Verwaltungsangestellte hielt den Doppelschlüssel wie eine Waffe von sich gestreckt und schob ihn mit einem Ruck ins Schloß.

»Er ist Wissenschaftler«, sagte Spellert, der das Gefühl hatte, Bosco entschuldigen zu müssen. »Wundern Sie sich nicht über die Einrichtung seines Zimmers.«

Sein Begleiter drehte den Schlüssel im Schloß. Die Tür knirschte, als sie aufgestoßen wurde.

Bosco war nicht im Zimmer, die Mäuse und Meerschweinchchen kauerten stumm in ihren Käfigen und hoben schnuppernd die Köpfe.

»Sie haben sich unnötige Sorgen gemacht«, sagte der junge Mann lächelnd. »Walther Bosco scheint verreist zu sein.«

Spellert starnte in den kleinen Raum. Wieder überkam ihn ein Gefühl, als müßte er ersticken, als sei er lebendig unter dieser riesigen Stadt mit ihren vierzig Millionen Einwohnern begraben.

»Ich werde die Tiere füttern«, sagte der Verwaltungsangestellte und wollte das Zimmer betreten. »Sie werden sonst verhungern, bis ihr Besitzer zurückkommt.«

»Halt!« hörte sich Spellert rufen. Er packte den Mann am Arm und hielt ihn fest.

Der andere blickte ihn verständnislos an.

»Sie könnten irgend etwas zertreten«, sagte Spellert rauh. Er schob den jungen Mann zur Seite und ging mit vorsichtigen Schritten in das Zimmer.

Dabei blickte er unablässig auf den Boden, als suchte er nach etwas.

## ***Das PSI-Nest***

Die Sonne über den schroffen Bergzacken glich einer großen Kupfermünze. Ihre Leuchtkraft reichte aus, um die Bodenspalte am unteren Ende der Gangway in ein wie von blutigen Lippen umrahmtes Riesenmaul zu verwandeln. Hinter der Spalte begann das unbekannte Land, eine zerrissene, schroffe Bergwelt, in der sich kein Windhauch zu rühren schien und deren steile Hänge offenbar nie von Regengüssen ausgespült wurden.

Und doch, dachte Chlaudwig, als er die Gangway hinabschritt, war dies eine Welt der Stürme, ein wilder, ungebärdiger Planet, der für jeden Fremden zur tödlichen alle werden konnte.

Freiwillig wäre Chlaudwig niemals hier gelandet, doch das Steuersystem der *Aduatuka* hatte ihn gezwungen, einen schnellen Entschluß zu treffen. Natürlich hätte Chlaudwig den Schaden auch im Weltraum beheben können, doch dann wäre die *Aduatuka* die ganze Zeit, die er für die Reparatur benötigen würde, steuerlos durch den Weltraum getrieben und weit vom Kurs abgekommen. Deshalb hatte Chlaudwig sich für eine Landung auf diesem Planeten entschlossen, dessen Sonne ein knappes Lichtjahr vom eigentlichen Kurs des Schiffes entfernt war. Das war eine Kursabweichung, die man mit einem so kleinen Schiff in Kauf nehmen konnte, ohne Gefahr zu laufen, sein Ziel nicht mehr zu erreichen.

Rufus Chlaudwig war nicht beunruhigt, aber er fühlte die Unrast eines Mannes, dessen Ruf ungewöhnlicher Pünktlichkeit gefährdet war. Chlaudwig rechnete schon seit langem damit, daß die *Aduatuka* ihn irgendwann im Stich lassen würde, aber er bedauerte, daß es ausgerechnet diesmal passieren mußte. Er wußte, daß alle anderen kosmischen Spediteure nur darauf warteten, mit Fingern auf ihn zeigen zu können.

Chlaudwig war ein untersetzter Mann mit schwelrenden

Muskeln und einem quadratischen Schädel voller Entschlossenheit und Ehrgeiz. Mit fünfzig Jahren besaß er die Kraft und Ausdauer eines Dreißigjährigen. Er war nicht überdurchschnittlich intelligent, aber er besaß trotz seiner unförmigen Hände eine ungewöhnliche Begabung für technische Arbeiten. Seine kleinen, braunen Augen schienen niemals stillzustehen, so daß er eher einem listigen Farmer als einem Raumfahrer glich. Durch sein plumpes Aussehen wirkte der Spediteur in seinen Bewegungen langsam, aber er war schneller als die meisten Männer seines Alters. Er hatte eine rauhe, fast bellende Stimme, die von den schwarzen Zigarren herrührte, die er mit Lungenzügen rauchte. Es gab nur wenige Menschen, die Chlaudwig mehr als drei Sätze hintereinander hatten sprechen hören. Bei irgendwelchen gesellschaftlichen Anlässen begnügte sich Chlaudwig mit einer kurzen Begrüßung, dann widmete er sich dem Essen und Rauchen. Er verschlang unglaubliche Portionen und schlief dann meistens, die glühende Zigarette noch zwischen den Fingern, auf seinem Stuhl ein. Im Lauf seines Lebens hatte er dreimal geheiratet (jede seiner Frauen war schlank, rothaarig und treulos gewesen) und war ebensooft geschieden worden.

Die Gilde der kosmischen Spediteure haßte ihn wegen seiner Erfolge, aber sie wählte ihn Jahr für Jahr wieder zu ihrem Präsidenten, weil er die Steuern drückte und früher als jeder andere Verträge mit neugegründeten Kolonien schließen konnte.

Der fremde Planet, den Rufus Chlaudwig betreten hatte, besaß eine Atmosphäre, doch der Spediteur zog es vor, einen Schutzanzug zu tragen. Mit einer Analyse hätte er unnötig Zeit vergeudet, und er wollte Maydock so schnell wie möglich an den Bestimmungsort bringen: an den Galgen!

Maydock hatte offenbar bemerkt, daß es zu einem Zwischenfall gekommen war, denn er hatte einige energisch klingende Worte über Helmfunk gesprochen und war unruhig in seiner

Zellenblase auf und ab gegangen. Da Chlaudwig jede Diskussion mit dem Verbrecher für überflüssig hielt, hatte er ihm nicht geantwortet.

Maydock hätte auf seiner vor dem Schwurgericht oft genug wiederholten Behauptung, er sei unschuldig, beharrt und behauptet, man würde ihn zu Unrecht hinrichten. Chlaudwig machte sich weder Sorgen um die Gerichtsverhandlung noch um die Hinrichtung. Seine Aufgabe war es, Maydock nach Terra zu bringen, damit man ihn dort hängen konnte. Kein Gerichtshof der Kolonialwelten wäre bereit gewesen, dieses Urteil, das in seiner Schärfe in den letzten sechzig Jahren einzigartig dastand, zu vollstrecken.

Chlaudwig verlor sich nicht in philosophischen Betrachtungen über die Todesstrafe. Es wäre ihm ebenso gleichgültig gewesen, wenn man Maydock lebenslänglich auf einen Strafplaneten geschickt oder ihn einer Demolition, einer psychischen Umwandlung, unterzogen hätte.

Chlaudwig erreichte die unterste Rampe der Gangway. Er hatte vor der Landung bereits einige Beobachtungen durchgeführt, ohne Hinweise für eine auf dieser Welt existierende Zivilisation zu entdecken. Das war ein Umstand, der ihm sehr zustatten kam. Auseinandersetzungen und Verhandlungen mit irgendwelchen Eingeborenen hätten sich über Stunden hinziehen können. Chlaudwig beherrschte zwar seine Lektionen in Galakto-Pyschologie, aber es war ein rein theoretisches Wissen, das sich vor Jahren einmal als höchst unzuverlässig erwiesen hatte.

Chlaudwig blickte zum Schiff zurück. Unmittelbar über der rechteckigen Schleuse wies eine zum Teil schon abgeblätterte Beschriftung auf den Besitzer der *Aduatuka* und seine Tätigkeit hin:

### *Rufus Chlaudwig – Transporte*

Chlaudwigs Unternehmen bestand aus drei Kugelschiffen

von achtzig Metern Durchmesser. Die beiden anderen Schiffe wurden von seinen Söhnen Artus und Teutobod geflogen. Chlaudwig hatte auch eine Tochter aus erster Ehe. Sie war schlank, rothaarig und jenem ordensgeschmückten Admiral, dem sie gerade den Kopf verdrehte, mit Sicherheit untreu.

Ein Lächeln überflog Chlaudwigs breites Gesicht, als er an seine Kinder dachte. Auf eine geheimnisvolle Weise fühlte er sich tief mit ihnen verbunden, obwohl er ihre Mütter stets nur wie ein Stück Inventar seiner Spedition behandelt hatte.

Dies war das erste Mal, daß man Chlaudwig mit dem Transport eines Menschen beauftragt hatte. Er besaß Verständnis dafür, daß man den Mörder nicht an Bord eines Passagierschiffs bringen konnte. Trotz der Blasenzelle wäre es zu einem Proteststurm unter den Passagieren gekommen. Ihm, Chlaudwig, machte es nichts aus, Maydock an Bord der *Aduatuka* zu wissen. Er beförderte den Verbrecher mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie ein paar Säcke Kunstdünger oder Elektronenrechner.

Der Spediteur ließ seine Blicke über die nähere Umgebung gleiten. Er wußte genügend über die Umlaufzeit und Eigenrotation dieser Welt, um sich darüber im klaren zu sein, daß in ungefähr acht Stunden die Dunkelheit hereinbrechen würde. Er glaubte nicht, daß jener Teil der Reparatur, die er im Freien erledigen mußte, soviel Zeit in Anspruch nehmen würde.

»Warum, zum Teufel, sagen Sie mir nicht, was geschehen ist?« schrie Maydocks Stimme im Helmempfänger. »Wollen Sie mich in dieser verdammten Blase verrecken lassen?«

Chlaudwig zuckte mit den Schultern und kehrte ins Schiff zurück, um sich seinen Werkzeugkasten zu holen. Maydock hörte ihn offenbar zurückkommen, denn er verhielt sich ruhig, anscheinend voller Hoffnung, der kosmische Spediteur würde ihm nun alles erklären. Doch Chlaudwig warf nicht einmal einen Blick in den Laderaum.

Als er zwei Minuten später mit seinem Werkzeugkasten das

offene Schott des Laderaums passierte, begann Maydock augenblicklich wieder loszubrüllen.

»Es ist irgend etwas mit diesem jämmerlichen Kahn passiert. Warum lassen Sie mich nicht heraus, damit ich Ihnen helfen kann, Schiffer?«

Chlaudwig polterte die Gangway hinab, ohne zu antworten. Bevor man ihn verhaftet hatte, war Maydock ein Herumtreiber gewesen, ein Sternenvagabund, der in allen Raumhäfen sein Unwesen trieb. Chlaudwig fragte sich mit gerunzelter Stirn, wie ihm ein solcher Mann bei der Reparatur helfen konnte. Außerdem barg eine Freilassung Maydocks die Gefahr eines Angriffs durch den Verbrecher in sich. Der Spediteur verspürte wenig Lust, mit einer Waffe herumzulaufen und jede Bewegung des Gefangenen zu beobachten. Solange Maydock in der Blase blieb, bildete er kein Problem.

Chlaudwig löste eine Antigravplatte von der nächsten Landestütze und breitete sein Werkzeug darauf aus. Er manövrierte die Platte geschickt unter den Rumpf des Schiffes, bevor er den Antigravprojektor seines Schutzanzugs einschaltete und hinterherflog.

»Wo sind Sie, Schiffer?« schrie Maydock. »Sie haben das Schiff verlassen. Kommen Sie zurück und öffnen Sie meine Zelle!«

»Halten Sie endlich den Mund!« entfuhr es Chlaudwig.

Er löste den Bajonettverschluß seines Sicherheitsgurts und befestigte ihn an einem Haken am Rumpf. Die Antigravplatte hielt er mit einer beweglichen Magnettrosse an ihrem Platz. Er wußte nicht mit Sicherheit, welche der Steuerdüsen versagt hatte, aber er nahm an, daß er im äußeren Strahlkranz nach dem Fehler suchen mußte.

Zunächst löste er alle Düsen aus ihrer Verankerung und heftete sie an die magnetische Außenfläche der Antigravplatte. Er hörte das Klinnen des Metalls durch den geschlossenen Helm des Schutzanzugs. Ein Teil der Düsenummantelungen war

ausgeglüht, aber das war für Chlaudwig kein ungewohnter Anblick. Die Treibsätze mußten nach jedem Flug neu justiert werden, aber trotz dieser Sicherheitsmaßnahmen kam es immer wieder zu Schwankungen der magnetischen Kraftfelder, die den Energieausstoß von den Innenwänden der Düsen fernhalten sollten. So geschah es des öfteren, daß sich die hochwertige Metalllegierung erhitzte und ausglühte. Nach jedem Flug wurden die schadhaften Düsen erneuert.

Brennrückstände und verkohlte Dichtungen rieselten als schwarzer Staub auf Chlaudwig herab, als er seinen Kopf in den Strahlenkranz steckte. Er schaltete den Helmscheinwerfer ein und leuchtete die große Brennkammer ab. Wie er erwartet hatte, klebte überall blasiger Zunder auf den Zuführleitungen. Es sah aus, als seien die Rohrleitungssysteme mit schwarzem Eis bedeckt. Chlaudwig zog einen Hammer nach oben und begann, den Schmutz von den Leitungen abzulösen. Da er nicht nach Gehör arbeiten konnte, war es möglich, daß er eine brüchig gewordene Leitung beschädigte. Aber diese Arbeit ließ sich nicht vermeiden, wenn er herausfinden wollte, ob eines der Rohre verstopft oder gerissen war. Die *Aduatuka* war kein neues Schiff, und verschiedene Teile hätten längst erneuert werden müssen.

Chlaudwig besaß genügend Geld, um alle Reparaturen ausführen zu lassen. Er hätte sogar ein neues Schiff kaufen können. Er war jedoch sparsam, fast geizig, und erledigte alle kleineren Reparaturen selbst. Bei Kontrollen, die in den Raumhäfen verschiedener Kolonien durchgeführt wurden, mußte Chlaudwig oft genug Bestechungsgelder zahlen, Summen, die weitaus höher waren als die Summen für die notwendigen Reparaturen. Chlaudwigs Sparsamkeit drückte sich auch in seiner Kleidung aus; oft erschien er in Kordjacke und Arbeitshose zu wichtigen Besprechungen. Er besaß kein Hemd, das am Kragen nicht aufgescheuert war, und vom jahrelangen Tragen schwerer Plastikschuhe hatte er Schweiß-

füße bekommen.

Plötzlich hatte Chlaudwig das Gefühl, daß er bei seiner Arbeit beobachtet wurde. Er hielt mit den Hammerschlägen inne. Er war kein sehr empfindsamer Mann und hielt wenig von außersinnlichen Wahrnehmungen und dem sogenannten sechsten Sinn. Er war so tief mit den Realitäten des Lebens verwurzelt, daß er alles verächtlich abtat, was nur den Beigeschmack des Mystischen hatte.

Während er mit dem Oberteil seines Körpers in der Brennkammer hing und darauf wartete, daß das eigenartige Gefühl aufhören würde, begann seine Kopfhaut zu prickeln.

Ohne beunruhigt zu sein, befestigte er den Hammer an seinem Gürtel und schob sich aus der Brennkammer.

Er blickte nach unten und sah zwischen den Landestützen ein Tier sitzen.

Es erinnerte Chlaudwig sofort an einen Hasen, obwohl es wesentlich größer war und kurze Ohren besaß. Das Tier hatte sich auf den Hinterfüßen aufgerichtet und äugte furchtlos zu Chlaudwig hinauf. Der Pelz des Wesens war dunkelbraun.

Der Raumfahrer hatte nicht erwartet, auf dieser trostlosen Welt Leben anzutreffen, obwohl er wußte, daß es weiter südlich einige Landstriche gab, die von Wäldern bedeckt waren. Vielleicht hatte sich das Tier verirrt und war nun voller Neugier herangekommen, mit der Arglosigkeit eines Wesens, das noch nie mit irgendwelchen Feinden Bekanntschaft gemacht hatte.

Das Tier blickte Chlaudwig unverwandt an, es hatte große feuchte Augen, die sich in fast gespenstischer Weise bewegten.

»Verschwinde!« rief Chlaudwig dem Tier zu und drohte ihm mit dem Hammer.

»Was ist los?« fragte Maydocks Stimme prompt im Helmempfänger. »Wer oder was soll verschwinden? Mit wem sprechen Sie draußen, Schiffer?«

»Mit dem Osterhasen«, informierte ihn Chlaudwig grimmig.

Er kehrte an seinen Arbeitsplatz zurück, etwas verwirrt von der Tatsache, daß die Blicke des Wesens ihn unsicher gemacht hatten. Er grinste und nannte sich im stillen einen Narren. Wahrscheinlich hatte das Tier irgendein Geräusch verursacht, das er nur im Unterbewußtsein wahrgenommen hatte. Außerdem sah das Wesen eher hilflos als gefährlich aus.

Chlaudwigs Arm, der mit dem Hammer ausholte, sank nach unten.

*Das war es!*

Im Blick des Tieres hatte ausgesprochene Hilflosigkeit gelegen. Man hätte glauben können, es sei nur in die Nähe des Schiffes gekommen, um Hilfe zu holen.

»Kompletter Unsinn!« murmelte Chlaudwig. Er biß sich auf die Unterlippe und hoffte, daß Maydock ihn nicht gehört hatte. Er starrte auf das Labyrinth von Zuführleitungen. Das Bild des »Hasen« verschwand nicht aus seinen Gedanken.

Abermals ließ er sich aus der Brennkammer gleiten. Das Tier saß noch immer an seinem Platz, sein Fell schimmerte im Licht der tief stehenden Sonne. Chlaudwig schnallte sich los und ließ sich langsam auf den Boden hinabsinken. Wie es ihm schien, schaute ihm das Tier erwartungsvoll dabei zu.

Chlaudwig klatschte in seine behandschuhten Hände, um es zu vertreiben, aber er hatte keinen Erfolg damit. Er ging langsam darauf zu, und es verfolgte – so erschien es ihm wenigstens – jeden seiner Schritte mit erwartungsvollen Blicken. Etwa zwei Meter vor dem Wesen blieb der Spediteur stehen.

Er bückte sich, um einen Stein aufzuheben. Als er sich aufrichtete, um damit zu werfen, konnte er sich nicht überwinden, seine Absicht zu verwirklichen. Die großen, dunklen Augen des Tieres starnten ihn vertrauensvoll an.

»Nun gut«, sagte Chlaudwig. »Du kannst von mir aus hier sitzenbleiben und zuschauen, Osterhase. Aber störe mich nicht.«

»Sind Sie übergeschnappt, Schiffer?« erkundigte sich Maydock. Er stieß eine Reihe vulgärer Flüche aus. Als er sich wieder etwas beruhigt hatte, sagte er erbittert: »Der alte Narr hat den Raumkoller, und ich hocke in dieser dreimal verdammten Blasenzelle und kann nicht heraus.«

»Wenn Sie vor Ihrer Hinrichtung nicht noch eine Tracht Prügel beziehen wollen, schweigen Sie besser«, empfahl ihm Chlaudwig verärgert, als er sich wieder in die Brennkammer begab. Zu seiner Überraschung verhielt sich der Gefangene sofort ruhig, wenn auch ab und zu dumpfes Gemurmel oder wütendes Zischen aus dem Helmlautsprecher drang.

Eine Stunde später hatte Chlaudwig alle Leitungen von Zunder und Dichtungsüberresten befreit. Er konnte nun mit der Untersuchung der einzelnen Rohre beginnen. Wie er erwartet hatte, war eine der Zuführleitungen brüchig. Zum Glück hatte das nur eine Verstopfung bewirkt. Chlaudwig wagte nicht an die Möglichkeit zu denken, daß der Energiestrom das Magnetfeld hätte durchbrechen und sich in die Brennkammer ergießen können. Als Chlaudwig den kleinen Batteriebrennschneider ansetzte, hatte er seine alte Selbstsicherheit bereits wiedergefunden. Das waren Zwischenfälle, mit denen man rechnen mußte, sagte er sich.

Der Rückstau der Energie hatte bewirkt, daß das Schaltsystem im Kontrollraum ebenfalls Schäden davongetragen hatte, obwohl Chlaudwig sofort abgeschaltet hatte, als die Warnlampen aufgeglüht waren.

Der Spediteur klappte den Schutzfilter vor die Sichtscheibe des Helmes. Dann zündete er den Brenner an. Das Zischen der Flamme war deutlich zu hören, sie erhellt die Brennkammer wie eine Fackel. Chlaudwig trennte das schadhafte Stück heraus und warf es weg. Einen Augenblick überlegte er, ob er den Strang völlig lahmlegen sollte, oder ob es besser war, wenn er ein Ersatzstück einschweiße. Er entschied sich für die erste Möglichkeit, weil er sich nicht zutraute, das Ersatzstück in

kurzer Zeit so korrekt einzusetzen, daß danach alles reibungslos funktionieren würde. Mit einem Ruck riß er alle Kabel ab, die zu diesem Teil des Leitungssystems gehörten. Er löste die Enden an der Innenwand der Brennkammer fest, um Kurzschlüsse zu vermeiden.

Die ganze Zeit über wußte er mit erstaunlicher Sicherheit, daß dieses Tier zwischen den Landestützen der *Aduatuka* hockte und zu ihm herauf starre. Er zwang sich jedoch dazu, nicht einen Blick hinunterzuwerfen, weil er sich nicht von seiner Arbeit ablenken lassen wollte. Es war von jeher eine Eigenschaft des Spediteurs gewesen, daß er eine einmal angefangene Arbeit nur ungern unterbrach.

Endlich hatte er alle Düsen wieder befestigt und die Kammer geschlossen. Er packte das Werkzeug behutsam wieder ein. Die Sauberkeit und Ordnung innerhalb seiner Werkzeugkisten erschien Chlaudwig wichtiger als ein aufgeräumter Wäscheschrank.

Chlaudwig nahm den Kasten, löste sich aus dem Sicherheitsgurt und schwebte zum anderen Ende der Gangway zurück.

Der »Hase« hatte inzwischen den Standort gewechselt und kauerte unmittelbar neben der untersten Rampe der Gangway. Er blickte den Raumfahrer erwartungsvoll an.

»Wir haben eine lange Reise vor uns, Osterhase«, sagte Chlaudwig, belustigt über die Anhänglichkeit des Tieres. »Wir können dich nicht so ohne weiteres mitnehmen.«

»Höchstens, wenn der gute Onkel Schiffer seine Zustimmung gibt«, höhnte Maydock, der offenbar glaubte, Chlaudwig wollte ihn auf den Arm nehmen.

Der Spediteur errötete vor Zorn, beschloß jedoch, den Verbrecher zu ignorieren. Maydock würde zu einem Gespräch nichts als Verwünschungen, ironische Bemerkungen und sinnlose Drohungen beitragen.

Inzwischen hatte sich das Tier einige Meter von Chlaudwig entfernt und war dann wieder zurückgekehrt. Dieses Manöver

wiederholte sich ein paarmal. Chlaudwig begriff, daß er dem Wesen folgen sollte. Das Ziel des Tieres schien eine Bodenspalte am Ende der Gangway zu sein.

Chlaudwig blickte zur Sonne, die die Berggipfel in blutiges Rot tauchte. Er hatte für die Außentemperatur weniger Zeit benötigt, als er ursprünglich angenommen hatte. Warum sollte er diesem kleinen Wesen nicht einen Gefallen erweisen? Schließlich war er auf dem Planeten des »Hasen« gelandet und hatte damit in gewisser Hinsicht die Gastfreundschaft des Tieres in Anspruch genommen.

Trotz des Helmes hörte er das Pelzwesen vor Freude aufheulen, als er sich in Richtung der Bodenspalte in Bewegung setzte. Chlaudwig ließ die Antigravplatte unterhalb der Luftsleuse zurück. Mit langsamem Schritten bewegte er sich über den rissigen Boden. Er durfte die Möglichkeit nicht außer acht lassen, daß er auf eine Falle zoging.

Am Rande der Bodenspalte blieb er stehen und starre in die dunkle Tiefe. Das Tier kroch geschickt über einige Felsen und war gleich darauf verschwunden. Es schaute sich immer wieder um, als wollte es sich vergewissern, daß der Fremde ihm folgte.

Der Spediteur schaltete nun seinen Scheinwerfer ein und leuchtete den Rand der Spalte ringsum ab. Es ging nicht so steil nach unten, wie er angenommen hatte. Das Loch war außerdem nicht sehr tief, vielleicht etwas über drei Meter. Der Lichtstrahl des Scheinwerfers traf auf eine weiße Masse am Boden der Grube. Das seltsame Gebilde durchmaß etwa einen Meter. Chlaudwig hatte den Eindruck, daß es sich bewegte, aber das konnte auch eine Täuschung sein.

Das Tier wimmerte so laut, daß der Raumfahrer erschrak. Er sah es vor der weißen Masse hocken, den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt. Sein Verhalten beunruhigte Chlaudwig, und er fragte sich, ob er nicht klüger handelte, wenn er auf der Stelle umkehrte und sich in die *Aduatuka* begab. Andererseits machte

das Wesen einen völlig ungefährlichen Eindruck.

Chlaudwig nahm einen Stein vom Boden auf und warf ihn in die Spalte. Nichts geschah. Der Spediteur umrundete die Spalte und suchte nach einer günstigen Stelle, wo er hinabklettern konnte. Die Bodenöffnung diente dem »Hasen« offenbar als Quartier. Das Tier schien eine gewisse Intelligenz zu besitzen, denn seine Bemühungen, Chlaudwig auf irgend etwas aufmerksam zu machen, konnten nicht nur bloßer Instinkt sein.

Chlaudwig wußte, daß er mit Hilfe seines Antigravprojektors jederzeit fliehen konnte, wenn innerhalb der Spalte eine Gefahr lauerte. Seinem schnell gefaßten Entschluß folgend, kletterte er in die Tiefe. Das Tier wich zur Seite, um ihm Platz zu machen. Innerhalb der Bodenhöhle gab es nichts außer dieser weißen Masse, die dem Wesen als Nest zu dienen schien. In ihrer Mitte war eine halbrunde Mulde. Chlaudwig leuchtete die Felswände ab. Phosphoradern schimmerten im Licht des Scheinwerfers. Der Spediteur sah Flechtengewächse, die wie Adern in den Rissen hafteten.

Chlaudwig drehte sich herum.

Er berührte mit der Fußspitze die weiße Masse – und war gefangen.

Das erste, was er wahrnahm, nachdem sich seine Panik gelegt hatte, war das zufriedene Schnurren des Tieres, das seinen Kopf an Chlaudwigs freiem Bein rieb. Chlaudwig gab seine instinktiven Bemühungen, der weißen Masse zu entkommen, sofort auf. Sein Fuß war so fest verankert, als hätte man ihn einbetoniert. Die weiße Masse bedeckte ihn bis zu der Wade.

»Sind Sie in Gefahr, Schiffer?« klang Maydocks Stimme im Helmempfänger auf. Allein die Tatsache, daß der Gefangene nicht fluchte, bewies Chlaudwig, daß Maydock etwas ahnte. Bei den sinnlosen Fluchtversuchen, angestachelt durch unvernünftige Angst, mußte Chlaudwig unbewußt Geräusche von sich gegeben haben, deren Bedeutung dem Verbrecher nicht

entgangen sein konnten.

Chlaudwig preßte seine bebenden Lippen zusammen. Er mußte warten, bis seine Gedanken sich beruhigt hatten, bis das Zittern seiner Hände vorüberging. Nur, wenn er die Nerven behielt, konnte er der Falle schnell entkommen. Chlaudwig holte mit dem freien Bein aus und versetzte dem Tier einen Tritt, so daß es einige Meter davonflog und mit einem Aufschrei gegen die Felsen prallte. Beinahe demütig kam es zurück, die Augen zu Chlaudwig aufgerichtet.

Der Spediteur bedauerte, daß er weder eine Waffe, noch sein Werkzeug bei sich hatte. Seine körperliche Kraft genügte nicht, um ihn aus der seltsamen Masse zu befreien.

»Ich glaube, Sie sitzen irgendwo fest«, sagte Maydock. »Und ich kann Ihnen nicht helfen, weil ich in diesem ...«

Chlaudwig schaltete den Helmsprechfunk aus. Er mußte angestrengt nachdenken, wenn er entkommen wollte. Die Stimme des Verbrechers würde dabei nur eine Störung bedeuten. Chlaudwig konnte sich vorstellen, wie Maydock jetzt in seinem Monolog fortfuhr, bis sich seine Ungewißheit in Angst verwandeln würde.

Das Tier, das Chlaudwig in die Bodenspalte gelockt hatte, näherte sich jetzt langsam der weißen Masse. Aus irgendwelchen Gründen war es erregt. Chlaudwig unterdrückte das Verlangen, es abermals mit einem Fußtritt zu vertreiben. Er mußte es beobachten, um herauszufinden, was es vorhatte.

Mit einem Satz sprang der »Hase« in die Mulde inmitten der weißen Masse. Fast gleichzeitig wurde der Baumfahrer von einer Welle der Zuneigung überflutet, von einem intensiven Gefühl wahnsinniger Liebe, das ihn in Schweiß ausbrechen ließ. Er würgte vor Übelkeit. Aber erst, als er sich nicht länger gegen dieses Gefühl wehrte, wurde es erträglich.

Maydock kauerte vor der Funksprechsäule inmitten der Blasenzelle am Boden und versuchte, seine Panik einzudäm-

men. Seine Furcht erschien ihm unbegründet, denn es war schließlich gleichgültig, ob er auf dieser unbekannten Welt, oder – ein paar Tage später – auf der Erde sterben würde. Der Termin seiner Hinrichtung erschien ihm jedoch in weite Ferne gerückt, und er begriff, daß er die ganze Zeit im stillen noch auf eine Begnadigung gehofft hatte. Er schüttelte verwirrt den Kopf, als er erkannte, daß ihm verschiedene Vorgänge seines Unterbewußtseins verborgen blieben, obwohl er seit Jahren glaubte, seine tiefsten Gedankengänge objektiv ausgelotet zu haben.

Maydock war ein großer, knochiger Mann, dessen tiefliegende, dunkle Augen ihm etwas Dämonisches verliehen. Sich der Wirkung seiner Blicke wohl bewußt, hatte Maydock seine Augenbrauen jahrelang nach oben gebürstet. Sein schwarzes Haar war dicht und lang, und Maydock verhalf ihm mit billigem Haaröl zu einem metallischen Glanz. Maydocks Hände waren groß und schmal, sie begleiteten gestenreich jedes Wort, das er von sich gab.

Die Anzüge, die Maydock trug, waren abgewetzt und altmodisch (er erstand sie in Pfandleihen, stahl sie aus den Kleiderkisten vornehmer Kolonisten und ließ sie sich von gutmütigen Raumfahrern schenken), aber er vermochte diesen Kleidern stets noch etwas von ihrem früheren Glanz zu entlocken.

Maydock war ein Verbrecher und Stutzer, aber er genoß die Sympathien der Presse, eine schillernde Persönlichkeit, geformt von einem ruhelosen Leben in allen Raumhäfen der kolonisierten Welten. Er war das Destillat einer unübersehbaren Horde von Vagabunden, ihr unvergleichlicher König und durchaus akzeptiertes Mitglied einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft – bis er Jellicoe Hayde ermordet hatte. Diese Tat hatte man ihm nicht verziehen, seine große Schau vor dem Gericht war wirkungslos verpufft, und er hatte lernen müssen, daß gelassenes Wohlwollen schnell in bitteren Haß umschlagen konnte. Die gleichen Frauen, die sich früher mit wollüstigem

Schauern seine Geschichten erzählt hatten, verachteten ihn jetzt; und alles nur, weil er sein Vibromesser in die Brust eines blaßgesichtigen Jünglings namens Jellicoe Hayde gesenkt hatte.

Maydock hatte sich für gerissen und klug gehalten, und die Menschen, die er begaunerte, hatten ihm diese Meinung bestätigt. Dann jedoch hatte er jenen verhängnisvollen Schritt getan, im Glauben, die gleiche Gesellschaft, die ihn all die Jahre geduldet hatte, würde auch diesmal darüber hinwegsehen. Vor Gericht hatte er zum erstenmal Angst empfunden.

Die Angst, die er jetzt um Chlaudwig hatte, konnte jedoch nur einem berechnenden Egoismus entstammen; er fürchtete, daß mit Chlaudwigs Ende auch sein eigenes Schicksal besiegt wurde.

Maydock wußte nicht, wie die Welt aussah, auf der die *Aduatuka* gelandet war, aber es schien, als hätte sich Chlaudwig den falschen Planeten ausgesucht. Irgend etwas war dem Spediteur zugestoßen. Maydock wußte, daß er ohne fremde Hilfe keine Chance hatte, die Blasenzelle zu verlassen. Nur Chlaudwig konnte vom Kontrollstand der *Aduatuka* aus jenen Impuls ausstrahlen, der die Blasenzelle auflösen würde.

Wenn Chlaudwig nicht zurückkehrte, würde Maydock verhungern.

Im Innern der Zelle gab es nichts außer der Funksprechsäule und einem Eßgeschirr. Das kleine Funkgerät war so gut befestigt, daß er es ohne Werkzeug nicht von seinem Platz lösen konnte.

Maydock strich heftig über sein schwarzes Haar, und diese Bewegungen ließen ihn etwas ruhiger werden. Er glaubte nicht, daß Chlaudwig tot war, wenn auch der Empfänger in den letzten Minuten still geblieben war. Wahrscheinlich hatte der Schiffer seine Funksprechanlage ausgeschaltet.

Maydock verwünschte im stillen diese Greise, die ihn verurteilt hatten. Er erinnerte sich an ihre Gesichter hinter den hohen

Bänken, Gesichter von Eulen, voll arroganter Weisheit und unbestechlicher Würde. Er hatte sie verhöhnt, sie beschimpft und vor ihnen auf den Boden gespien, weil er geglaubt hatte, diese Mauer eulenhaft starrender Augen durchdringen zu können. Die ganze Zeit über hatte ihn nackte Verzweiflung getrieben, und alle Presseberichte über seine angebliche Selbstsicherheit, die er während seiner Untersuchungshaft gezeigt hatte, waren von ihm mit einem müden Lächeln abgetan worden.

Am dritten Tag der Verhandlung hatte Maydock sich mit einem Saaldiener geprügelt, einen Reporter ins Handgelenk gebissen, das Essen abgelehnt, eine sensationelle Pressekonferenz abgehalten und einen Selbstmordversuch begangen. Am vierten Tag hatte er morgens einen christlichen Pfarrer kommen lassen, um ein Straßenmädchen zu heiraten, aber noch am gleichen Tag war er in eine Sekte eingetreten, hatte einen erfolglosen Ausbruchsversuch unternommen und mit der Niederschrift seiner Memoiren begonnen.

Das alles hatte er getan, um Maydock, den König der Vagabunden glaubhaft werden zu lassen, um zu zeigen, daß er trotz Jellicoe Hayde noch immer der alte war.

Sein Leben während der kurzen Gefangenschaft glich einem Rausch. Ein Pressevertreter nannte Maydock »eine Gestalt, wie sie nur einem fiebrigen Alptraum entspringen kann«.

Doch die Augen der Richter blieben gleichgültig, ihre Haltung gelassen. Der blonde Jüngling Jellicoe Hayde schien wie ein Schatten hinter den hohen Bänken zu lauern.

Kurz vor der Urteilsverkündung hatte Maydock sich vor den Richtern auf den Boden geworfen, Schaum war vor seine Lippen getreten, und er hatte um Gnade gewinselt.

Trotzdem hatten sie das Urteil ausgesprochen, das in den letzten Jahrzehnten für alle Kolonialwelten einzigartig war: Sie hatten ihn zum Tode verurteilt.

Maydocks Erinnerung an den Augenblick, da die sieben

Richter in den Verhandlungssaal zurückgekommen waren, um das Urteil zu verkünden, war beinahe schmerhaft. Im Gerichtssaal war es so still, daß Maydock das Scharren ihrer Füße hören konnte, das unterdrückte Räuspern ihres Sprechers, der sich etwas über die Bank hinausbeugte, als er das Urteil verkündete.

»Der berufslose Herumtreiber Maydock, Vorname und Geburtsdatum unbekannt, wird wegen erwiesenen Mordes an Jellicoe Hayde zum Tode verurteilt. Das Urteil wird auf der Erde vollstreckt.«

Nach diesen Worten war der Richter in sich zusammengezunken, als bedeutete das Ende des Prozesses eine unsägliche Erleichterung für ihn. Maydocks Frau war mit einem Satz über die Schranken gesprungen und hatte sich an ihm festgeklammert, wobei sie ihr Gesicht wirkungsvoll den Blitzlichtern der Reporter zuwendete.

Maydocks Pflichtverteidiger, ein sehr kleiner und sehr dicker Mann, hatte die Akte zugeklappt und ihm zugelächelt, als habe er in den vergangenen Tagen einen persönlichen Triumph errungen.

»Es tut mir leid, Maydock«, hatte er gesagt, »aber mehr war für Sie nicht drin.«

Maydocks Gedanken kehrten in die Gegenwart zurück, als er ein Knacken im Empfänger hörte.

»Chlaudwig?« rief er sofort.

»Hören Sie zu, Maydock«, sagte Chlaudwig. »Es paßt mir nicht, daß ich mit Ihnen sprechen muß, aber in meiner jetzigen Lage bleibt mir keine andere Wahl.«

Maydock lächelte verzerrt. Obwohl er dem großmäuligen Schiffer eine Niederlage gönnte, wußte er doch, daß er auf ihn angewiesen war.

»Ich wußte, daß Sie irgendwo festsitzen, Schiffer«, sagte er.

»Dann strengen Sie Ihr schlaues Köpfchen nur weiterhin an«, empfahl ihm Chlaudwig. »Sonst kann es passieren, daß wir auf

diesem Planeten sitzenbleiben.«

»Na und?« fragte Maydock ungerührt. Er war entschlossen, den Alten zunächst ein bißchen schmoren zu lassen. »Auf der Erde wartet der Strick auf mich. Denken Sie, ich bekäme Herzweh, wenn ich nun erfahre, daß wir die Erde vielleicht nie erreichen werden?«

»Mein Gott, Sie haben immer noch eine Chance, begnadigt zu werden, Sie verdammter Narr!« entfuhr es dem Spediteur. »Seit Jahrzehnten wurde niemand mehr hingerichtet. Der Oberste Gerichtshof wird wahrscheinlich vor der Vollstreckung des Urteils intervenieren und sich darauf berufen, daß die Justiz Tarras nur bedingt an die Entscheidungen kolonialer Gerichtshöfe gebunden ist.«

»Ich freue mich über Ihre ungewohnte Gesprächigkeit«, höhnte Maydock, ohne seine Erleichterung darüber, daß auch Chlaudwig eine Begnadigung erwog, ganz verbergen zu können.

»Was wollen Sie mir schmackhaft machen, Rufus?«

Chlaudwig antwortete nicht. Maydock befürchtete schon, der Raumfahrer hätte die Verbindung wieder unterbrochen, doch dann hörte er Chlaudwigs angestrengtes Atmen aus dem Lautsprecher kommen.

»Ist Ihr Leben in unmittelbarer Gefahr?« erkundigte sich Maydock.

Chlaudwig gab ein unwilliges Geräusch von sich. Obwohl Maydock nicht wußte, was geschehen war, erinnerte ihn der Spediteur an eine gereizten Bären, der in eine Falle geraten war.

»Was soll ich tun?« fragte der Gefangene.

»Sie müssen die Blasenzelle verlassen, Maydock«, sagte Chlaudwig mit rauher Stimme.

Maydock warf einen Blick auf die schimmernde Hülle, die ihn wie eine Glocke umschloß, und verzog unwillig das Gesicht. Wie sollte er den Energieschirm durchbrechen?

»Leider besitze ich keinen Schlüssel«, sagte er trocken.

»Sie müssen den Energieschirm kurzschießen«, sagte Chlaudwig.

»Sie vergessen, daß ich kein Genie, sondern ein Herumtreiber und Mörder bin«, meinte Maydock gelassen. »Sie können mit mir zwei Meter dicke Betonwände einrennen, aber das hier übersteigt selbst meine ungewöhnlichen Fähigkeiten.«

»Hören Sie mit dem verdammten Blödsinn auf!« schrie Chlaudwig. »Ich muß so schnell wie möglich hier heraus.«

»Was und wo ist hier?« verlangte Maydock zu wissen. »Sagen Sie mir, was geschehen ist.«

Er konnte fast sehen, wie Chlaudwig sich gewaltsam zur Beherrschung zwang, um nicht wieder zu schreien.

»Das ist jetzt nicht so wichtig. Wenn Sie sich aus der Zelle befreit haben, können wir immer noch darüber sprechen«, sagte der kosmische Spediteur.

Maydock lächelte. Der Zufall hatte Schicksal gespielt und dafür gesorgt, daß Maydocks Position plötzlich besser als die des Schiffers war.

»Ich verstehe nicht viel von einem Raumschiff und einer Blasenzelle«, sagte der Verbrecher. »Eines weiß ich jedoch besser: Wenn man nicht aus dieser Zelle heraus kann, kann man auch nicht so einfach in sie hinein. Ich fühle mich also an meinem derzeitigen Standort völlig geborgen. Sie werden mir schon sagen müssen, was da draußen vorgeht, damit ich entscheiden kann, ob es richtig ist, Ihnen zu helfen.«

»So dumm können Sie überhaupt nicht sein«, sagte Chlaudwig dumpf. »Sie werden in der Blasenzelle verdursten oder verhungern, wenn es Ihnen nicht gelingt, sich zu befreien.«

Maydock wußte genau, daß *er* jetzt die Bedingungen diktierte. Der Raumfahrer hatte es offenbar eilig, wieder in sein Schiff zu kommen.

»Also gut«, sagte Chlaudwig nach einiger Zeit. »Ich bin in ein Nest gefallen.«

»In ein Nest?« Maydock hob die Augenbrauen. »In ein

Schlangennest?«

»Unsinn! Sie würden es nicht verstehen, wollte ich Ihnen die Zusammenhänge erklären. Es handelt sich um eine ganz besondere Art von Nest.«

Maydock lächelte. Er strich gedankenverloren über die Revers seiner verblichenen Jacke.

»Ich bin ein geduldiger Zuhörer«, versicherte er.

»Es ist ein ... psionisches Nest!« stieß Chlaudwig hervor.  
»Ja, das ist ein zutreffender Name, denn das Nest ist zweifellos mit psionischer Energie der Mutter dieses Wesens aufgeladen, das mich in die Falle gelockt hat.«

»Immer mit der Ruhe«, unterbrach ihn Maydock. »Ich habe überhaupt nichts verstanden. Erklären Sie mir, was ein psionisches Nest ist. Aber sprechen Sie langsam, damit ich Sie verstehen kann.«

»Ein Wesen, das wie ein Hase aussieht, hat mich in seine Höhle gelockt«, berichtete Chlaudwig. »Der Boden der Höhle ist mit einer Masse bedeckt, die mich nicht mehr losläßt. Ich vermute, daß es sich bei diesem Gebilde um die Überreste des Eies handelt, aus dem der Hase geschlüpft ist. Normalerweise ist es so, daß eine Eierschale nur bis zum Augenblick der Geburt Schutz gewährt. Danach ist sie ohne Bedeutung. Hier liegt der Fall jedoch anders. Im Mutterleib wurde die Schale mit psionischer Energie aufgeladen. Wie ein solcher Prozeß möglich ist, vermag ich Ihnen nicht zu sagen, aber zweifellos soll das Neugeborene nach dem Ausschlüpfen noch von der Eierschale geschützt werden. Die Psi-Schale ersetzt dem Jungen die Mutter, indem sie ihm Wärme, Nahrung und Liebe gewährt.«

»Sagten Sie Liebe?« erkundigte sich Maydock mit verwirrtem Blinzeln. »Ich glaube, die Sonne hat Ihnen dort draußen zu lange auf den Kopf geschielen. Eine liebende Eierschale – das war es doch, was Sie mir erzählen wollten?« Er kicherte. »Wollen Sie behaupten, jenes Wesen, das Sie überlistet hat, sei

intelligent?«

»Es ist nicht intelligent«, sagte Chlaudwig langsam, als wollte er Maydock Gelegenheit geben, jedes Wort zu überdenken. »Auch seine Mutter war nicht intelligent, ebensowenig sein Vater. Dagegen besitzt das psionische Nest gewisse Verstandeskräfte. Es kann sich auf parapsychischem Weg mit dem Jungen in Verbindung setzen, ebenso mit mir. Das Nest schien in der *Aduatuka* eine Gefahr zu sehen, deshalb schickte es seinen Schützling los und lockte mich in die Falle.«

»Ich glaube Ihnen kein Wort«, sagte Maydock. »Trotzdem möchte ich etwas über die Falle erfahren.«

»Ich ... bei allen Planeten! Sie werden mir glauben müssen, Maydock! Ich stehe mit einem Bein im Nest und komme nicht mehr los.«

»Aha!«

Allmählich verlor Chlaudwig seine Beherrschung. »Das Nest besteht offenbar aus Protoplasma. Mein Fuß sitzt so fest, als hätte man ihn festgeschweißt.«

Entweder war Rufus Chlaudwig verrückt geworden, oder seine Geschichte stimmte in allen Einzelheiten, überlegte Maydock.

»Wenn es stimmt, was Sie mir berichten«, sprach er ins Mikrophon, »müssen Sie dem Nest nur Ihre friedlichen Absichten klarmachen, dann wird es Sie freilassen.«

»Es weiß inzwischen, daß ich nicht die Absicht hatte, die junge Kreatur anzugreifen oder zu töten«, sagte Chlaudwig müde.

»Aber?«

»Das Wesen, das dieses Nest bewohnt, braucht viel Zuneigung. Es hat seine Eltern durch irgendwelche Umstände verloren. Es sieht ganz so aus, als hätte das Nest mich dazu auserwählt, den Ersatz für die Mutter zu spielen.«

»Die Mutter, was?« wiederholte Maydock fassungslos. Er zweifelte nicht länger daran, daß Chlaudwig übergescnapppt

war. Trotzdem mußte er das Gespräch mit dem Schiffer fortsetzen, denn Chlaudwig mußte auf irgendeine Weise ins Schiff zurückgebracht werden, damit der Flug zur Erde gesichert war. Maydock lächelte voller Selbstironie. Er hätte nie gedacht, daß er in eine Lage kommen könnte, in der er sich danach sehnte, die Erde bald zu erreichen.

»Wenn das Wesen Sie als Mutterersatz toleriert, wird es Sie bestimmt nicht länger festhalten«, sagte er mit beschwörender Stimme zu Chlaudwig. Er hatte gehört, daß man mit Verrückten vor allem geduldig sein mußte.

»Der Hase erwartet von seiner Mutter nichts als Zuneigung«, sagte der Raumfahrer. »Die kann er sich mit Hilfe des Nestes von mir holen, ohne mich freigeben zu müssen.«

»Ihre Mutterrolle wird spätestens dann beendet sein, wenn der Sauerstoff in Ihrem Aggregat zur Neige geht«, tröstete ihn Maydock. »Sie werden ersticken und alle Sorgen los sein.«

»Das bezweifle ich«, widersprach Chlaudwig. »Ich befürchte, das Nest kann eine Art Symbiose mit mir eingehen und mich mit allem versorgen, was ich benötige. Es ist der vollkommenste Platz für ein junges Wesen, den man sich vorstellen kann.«

»Ja, ja«, sagte Maydock hastig. »Sie glauben also nicht, daß Sie sich aus eigener Kraft befreien können?«

»Sie müssen mir helfen«, sagte Chlaudwig. »Ich bitte Sie nicht gern um etwas. Sollten wir die Erde jemals erreichen, verspreche ich Ihnen, daß ich meinen Einfluß geltend machen werde, um eine Neuaufnahme Ihres Verfahrens zu erreichen.«

Maydock wurde unwillkürlich an Jellicoe Hayde erinnert, der, das Vibromesser auf seiner Brust, ausgerufen hatte: »Tun Sie es nicht, Maydock, und ich verspreche Ihnen, daß ich nie ein Wort darüber verlieren werde!«

»Sie müssen einen Kurzschluß herbeiführen, der die Blasenzelle zusammenbrechen läßt«, sagte Chlaudwig.

»Das will ich gerne tun«, sagte Maydock, »aber ich weiß

nicht, wie ich es anstellen soll.«

»Was befindet sich innerhalb Ihrer Zelle?«

»Der Sockel mit der Funkstsprechsäule und das Eßgeschirr«, sagte Maydock.

»Das Eßgeschirr ...«, begann der Spediteur.

»Ist aus Plastik!« unterbrach ihn Maydock. »Das müßten Sie eigentlich wissen, Schiffer.«

»Dann bleibt nur die Funkstsprechsanlage«, sagte Chlaudwig.

»Wie soll ich irgendeinen Teil davon lösen?« erkundigte sich Maydock. »Ich bin bestimmt nicht schwächlich, aber es wird mir niemals gelingen, auch nur einen Teil aus der Anlage zu lösen. Die Konstrukteure haben mit der Möglichkeit gerechnet, daß ein Gefangener einen Fluchtversuch unternehmen könnte.«

Ein paar Minuten schwiegen sie beide. Maydock fragte sich, ob Chlaudwig tatsächlich verrückt war, wenn er sich sachlich über das Problem der Blasenzelle unterhalten konnte.

Er war erleichtert, als der Schiffer wieder zu sprechen begann.

»Ziehen Sie sich aus«, sagte Chlaudwig. »Schnüren Sie Ihre Kleider zu einem Bündel zusammen und werfen Sie das Paket gegen den Energieschirm. Für kurze Zeit wird sich der Schirm an dieser Stelle verdichten, denn die Positronik, die die Blasenzelle mit Energie versorgt, wird einen Impuls erhalten, der sie auf einen Ausbruchversuch schließen läßt. Sie müssen dann nur noch versuchen, auf der entgegengesetzten Seite durchzukommen.«

»Ich habe von Männern gehört, die bei einem solchen Versuch verbrannt sind«, sagte Maydock.

»Dann verhungern Sie meinewegen«, brauste Chlaudwig auf. »Sie wissen, daß es Ihre einzige Chance ist.«

Maydock grinste und zog seine Jacke aus. Wenige Augenblicke später stand er nackt innerhalb der Energieblase. Er rollte seine Kleider zusammen und verknotete das Bündel mit den Ärmeln des Hemdes.

Dann beugte er seinen Kopf über das Mikrophon der Funkstange.

»In Ordnung, Schiffer! Meine Bombe ist einsatzbereit.«

»Beeilen Sie sich!« drängte Chlaudwig.

Maydock zog sich bis dicht an die Innenwand seiner energetischen Zelle zurück. Im gleichen Augenblick, als das Bündel auftraf, ließ er sich nach hinten fallen. Ein Feuersturm raste durch seinen Körper. Dann war er auf der anderen Seite, atemlos, mit ausgetrocknetem Mund und aufgerissenen Augen. Beinahe ungläubig starnte er auf die Zelle.

Es kam jetzt darauf an, daß er einen Schutzanzug fand, mit dem er die Aduatuka verlassen konnte. Außerdem würde der Anzug ein Funksprechgerät enthalten, so daß er sich wieder mit Chlaudwig unterhalten konnte, der bestimmt schon sehnstüchtig auf ein Lebenszeichen von ihm wartete. Maydock lächelte verschlagen. Sollte der Alte doch eine Weile schmoren. Maydock öffnete die Zelle, holte seine Kleider und zog sie wieder an.

In aller Ruhe untersuchte er den Kontrollstand. Er erkannte sofort, daß er die kompliziert aussehenden Schaltanlagen niemals bedienen konnte. Wenn er diesen Planeten jemals wieder verlassen wollte, war er auf Chlaudwigs Hilfe angewiesen. Er bedauerte jetzt, daß er sich während all der Jahre, die er sich in den verschiedensten Raumhäfen herumgetrieben hatte, nie mit den technischen Problemen der Raumfahrt befaßt hatte. Wäre er in der Lage gewesen, die *Aduatuka* zu fliegen, hätte er Chlaudwig ohne Gewissensbisse zurückgelassen.

Maydock sah, daß das Schiff nicht im besten Zustand war, doch das machte ihm nur geringe Sorgen. In der Schleusenkammer fand er einen Schutzanzug. Die Kunststoffhülle war mehrfach geflickt, aber Maydock beschloß, das Risiko einzugehen. Chlaudwig hätte ihn sicher gewarnt, wenn der Anzug nicht in Ordnung gewesen wäre.

Umständlich legte er den Anzug an. Er verschloß den Helm

und schaltete das Funk sprechgerät ein.

»Da bin ich wieder«, sagte er. »Können Sie mich hören, Schiffer?«

Er hörte Chlaudwig aufatmen. »Ich dachte, Sie hätten es nicht überlebt«, sagte der Spediteur. »Sind Sie draußen, Maydock?«

»Natürlich«, sagte Maydock gelassen. »Der Strang scheint mir nicht erspart zu bleiben. Doch sagen Sie mir lieber, wo ich eine Waffe finde.«

»An Bord der *Aduatuka* gibt es keine Waffen«, knurrte Chlaudwig. »Ich bin Spediteur, kein Abenteurer.«

Maydock wußte, daß der Mann log. Er hielt es jedoch für sinnlos, Chlaudwig länger wegen einer Waffe zu drängen. Der Spediteur war viel zu vorsichtig, als daß er dem zum Tode Verurteilten eine Waffe überlassen hätte.

»Sie verlangen also von mir, daß ich meine kostbare Haut zu Markte trage?« erkundigte sich Maydock spöttisch.

»Allerdings«, pflichtete ihm Chlaudwig bei. »Sie wissen, daß Sie keine andere Möglichkeit haben, von hier wegzukommen. Ohne mich können Sie die *Aduatuka* nicht starten.«

Maydock verließ die Schleuse. Die bizarre Landschaft, die sich vor ihm ausdehnte, lag im Halbdunkel der beginnenden Nacht. Über den Bergen leuchtete der Himmel rot, die Sonne mußte vor wenigen Minuten untergegangen sein. In der herrschenden Dämmerung verlor sich die Schroffheit der Umgebung in fließenden Schatten.

Eine schöne Welt, dachte Maydock.

Plötzlich erschien es ihm undenkbar, daß man seinem Leben gewaltsam ein Ende setzen könnte. Sein Tod hätte bedeutet, daß die Schönheiten dieses Universums ihm für immer verschlossen bleiben würden.

Und Jellicoe Hayde? fragte eine innere Stimme. Er war viel jünger, und hatte viel weniger Planeten gesehen. Trotzdem mußte er sterben.

»Chlaudwig, wo kann ich Sie finden?« fragte Maydock heftig.

»Sehen Sie die Bodenspalte am Ende der Gangway?«

»Ja«, sagte Maydock. »Ich kann sie erkennen.«

»Darin bin ich gefangen. Kommen Sie her und holen Sie mich heraus.«

Maydock ging langsam die Gangway hinab. Nach der Untersuchungshaft und den engen Verhältnissen innerhalb der Blasenzelle fühlte er sich wieder frei und ungebunden.

»Maydock«, sagte Chlaudwig ruhig. »Haben Sie Jellicoe Hayde umgebracht?«

Maydock runzelte die Stirn. »Soll das ein Trick sein, Schiffer? Haben Sie vielleicht den Auftrag, mir ein Geständnis zu entlocken?«

»Reden Sie keinen Unsinn, Mann. Sagen Sie mir die Wahrheit. Sie werden mir mein Leben retten. Mein Leben gegen das von Jellicoe Hayde, wenn Sie so wollen.«

Maydock schloß die Augen. Die Erinnerung durchflutete ihn wie ein warmer Strom. Er sah sich wieder in der dunklen Gasse stehen, durch die Hayde mit schnellen Schritten herankam.

»Es geschah mit einem Vibromesser, Schiffer«, sagte er. »Hayde schrie nicht einmal, als ich es in seine Brust bohrte. Es war ein sanfter Ausdruck in seinen Augen, als er gegen meine Schultern fiel. Er blickte mich an, als wollte er mir meine Tat verzeihen.«

»Sie sind ja wahnsinnig«, sagte Chlaudwig betroffen.

»Sie wollten es doch hören«, meinte Maydock ungerührt.

Am Rand der Bodenspalte blieb der Verbrecher stehen. Er konnte Chlaudwig nur undeutlich sehen, doch als der Spediteur seinen Helmscheinwerfer einschaltete, wurde es in der Bodenhöhle hell.

Maydock sah ein weißes Gebilde, in dem Chlaudwigs Bein bis zur Wade verschwunden war. Daneben hockte ein Tier, das fast wie ein Hase aussah und friedfertig zu Maydock empor-

blickte.

Maydock spürte plötzlich eine unerklärliche Angst. Es war alles so, wie Chlaudwig es geschildert hatte.

»Worauf warten Sie noch?« jammerte Chlaudwig. »Kommen Sie herunter und versuchen Sie, mich herauszuziehen.«

Maydock kletterte wortlos in die Tiefe. Er achtete darauf, daß er nicht in die Nähe des weißen Gebildes kam, das Chlaudwig als Psi-Nest bezeichnet hatte.

Der Spediteur streckte ihm einen Arm entgegen.

Als der Verbrecher die Hand des anderen Mannes ergriff, war es ihm, als erhielte er einen elektrischen Schlag. Er taumelte und fiel genau in die helle Masse, die Chlaudwig festhielt.

Der kosmische Spediteur kicherte leise.

»Hallo!« sagte er zärtlich zu Maydock. »Hallo, Daddy!«

## ***Der Dreiköpfige***

### **I.**

Spengler Grath schob eine Vorhangseite mit dem Zeigefinger weg, so daß ein Spalt entstand, durch den man in den Hof blicken konnte. Unten kam gerade ein Transport Schläferkisten vom Spital. Graths Aufmerksamkeit war jedoch auf einen schmächtig aussehenden Mann gerichtet, der das Gelände mit vorsichtigen Schritten überquerte und dabei nach allen Seiten blickte.

»Da kommt Erasmus«, sagte Grath verächtlich.

Präsident Conen saß im Halbdunkel des Zimmers, unbeweglich wie immer. Seine gesamte politische Ausstrahlung hing mit dieser Unbeweglichkeit zusammen, dachte Grath verblüfft. Und obwohl sich jedermann dieser Tatsache bewußt war, änderte es nichts an Conens Popularität.

»Er weiß, daß Sie ihm diesen Spitznamen gegeben haben«, sagte Conen sanft.

»Er *soll* es wissen«, brummte Grath ärgerlich. »Allerdings befürchte ich, daß er noch stolz darauf ist.«

Sie hörten Hanterkearns Schritte draußen auf dem Korridor, und gleich darauf wurde an die Tür geklopft, leise und nur zweimal. Jeder Techniker, dachte Grath wütend, kam herein, ohne sich anzumelden, aber der Psychologe, der zur Projektleitung gehörte, leistete sich diese überflüssige Zeremonie.

Grath ging zur Tür und riß sie mit einem Ruck auf.

Er sah Hanterkearn draußen im Gang stehen. Das Erscheinungsbild des Psychologen schmerzte Grath immer wieder aufs neue. Hanterkearn war klein und mager, sein Gesicht blaß und eingefallen. Die Augen waren von einer unbestimmbaren hellen Farbe, aber noch schlimmer wirkten die rotblonden Augenbrauen und die dünnen strohblonden Haare. Hanterkearns Mundwinkel waren immer etwas nach unten gezogen,

so daß das ganze Gesicht Ausdruck einer inneren Verdrossenheit zu sein schien.

Der schmächtige Mann war, jedenfalls äußerlich, das genaue Gegenteil von Grath, einem muskulösen Riesen mit braungebrannter Haut und kantigem Gesicht.

Grath und Hanterkearn starrten sich an, aber während Grath sicher war, daß der Psychologe seine Gedanken kannte, wußte er nicht, was in Hanterkearns Kopf vorging.

Hanterkearn lächelte schüchtern.

»Da bin ich«, sagte er zurückhaltend.

Grath machte wortlos den Eingang frei.

Hanterkearns Blicke suchten den Präsidenten, und als er Conen endlich entdeckte, machte er eine knappe Verbeugung in dessen Richtung.

Bestimmt war es in der Geschichte der Raumfahrt ein einmaliger Vorgang, daß ein Psychologe Menschen betreute, die im Tief schlaf lagen und daher nicht reagieren konnten. Es war auch nicht Hanterkearns Aufgabe, unmittelbar auf die Menschen einzuwirken, sondern er sollte erreichen, daß sie nach ihrer Ankunft am Ziel keinen Schock erlitten. Zu diesem Zweck mußte Hanterkearn eine Reihe von Vorbereitungen treffen. Das reichte von der Farbausstattung der Schlafkisten bis zu den Gerüchen, die nach der Landung im Raumschiff ausgelöst werden sollten.

Vielleicht, dachte Grath versonnen, haßte er Hanterkearn deshalb, weil dieser das von Grath konstruierte Schiff mit Farbtupfern versah und Blütenduft in die Korridore strömen lassen wollte.

Die »Wurst«, wie das von Spengler Grath entworfene Raumschiff mit Überlichtantrieb wegen seiner ungewöhnlichen Form im Volksmund genannt wurde, sollte 146 Lichtjahre zurücklegen und dabei auf dem ersten Sauerstoffplaneten landen, den Tausende von Suchsonden entdeckt hatten.

»Ich habe Sie um diese Unterredung gebeten«, sagte Hanter-

kearn mit seiner leisen Stimme, »weil ich glaube, die Lösung gefunden zu haben.«

Grath hörte kaum zu, er war völlig in Gedanken versunken. Er bedauerte, daß er nicht mitfliegen und helfen konnte, die erste menschliche Kolonie auf einer anderen Welt zu gründen. Aber man brauchte ihn hier auf der Erde, wo weitere Raumschiffe dieser Art gebaut werden sollten.

»Spannen Sie uns nicht auf die Folter, Hanterkearn!« befahl Conen.

»Hunde!« sagte der Psychologe. »Hunde sind die Lösung!«

Grath fand langsam in die Gegenwart zurück.

Hunde! dachte er verwirrt. Was hatte Hanterkearn da eben von Hunden gesagt?

Hanterkearn drang in den halbdunklen Bereich des Präsidenten ein, und es hatte fast den Anschein, als würde er darin aufgesogen.

»Ich verstehe nichts davon«, behauptete der Präsident.

»Das war natürlich eine Schutzbehauptung«, sagte Grath belustigt. »Der Präsident versteht eine Menge von dem, was das Projekt betrifft, aber wenn er seine Unkenntnis oft genug erwähnt, entzieht er sich jeder Verantwortung. Er delegiert sie sozusagen an uns, an die Wissenschaftler.«

Hanterkearn hielt erschrocken die Luft an, offenbar war er fassungslos darüber, wie Grath mit dem Präsidenten sprach.

Aber Conen lachte nur.

»Jeder leistet auf seinem Gebiet das Beste«, meinte er freundlich.

»Kann ich jetzt sprechen?« fragte Hanterkearn.

Vielleicht gebärdete er sich so seltsam, weil er von allen Mitgliedern der Projektleitung am wenigsten beachtet wurde. Nicht einmal die Presse widmete ihm jemals mehr als eine Spalte, wenn sie von dem Projekt berichtete.

Hanterkearn ist unser Betriebsclown! dachte Grath.

»Es geht darum, den Ankunftsschock zu überwinden«, erin-

nerte Hanterkearn. »Wenn das Schiff sein Ziel erreicht, haben die Menschen an Bord über vierzig Jahre im Tiefschlaf gelegen. Sie werden in einer völlig fremden Umgebung erwachen. Deshalb müssen wir alles tun, um sie vor einer psychischen Krise zu bewahren, die katastrophale Folgen haben könnte. Es war meine Aufgabe, den Schläfern möglichst viele vertraute Bezugspunkte für jenen Augenblick zu verschaffen, da sie erwachen werden.«

»Die ganze Geschichte mit dem Ankunftsschock ist Produkt hypothetischer Überlegungen!« protestierte Spengler Grath. »Ich halte das alles für Unfug. Mein Schiff ist gut genug, um die Schläfer ans Ziel zu bringen. Und es ist gut genug, um ihnen dort noch eine Weile als Unterkunft zu dienen.«

»Wollen wir nicht abwarten, bis Mr. Hanterkearn auf den eigentlichen Punkt zu sprechen kommt?« fragte Conen.

Der Psychologe warf ihm einen dankbaren Blick zu.

Grath fragte sich, ob der Präsident, wie oft behauptet wurde, ein heimlicher Liberaler war. In einer Zeit der Aufsplinterung aller politischen Kräfte in unzählige Interessengruppen war es erstaunlich, wieviel Anhänger Conen besaß. Aber der Präsident hatte eigentlich niemals klargemacht, welcher Gruppe er sich zugehörig fühlte. Er war vielmehr eine Institution, eine Ein-Mann-Partei ohne Programm.

Die Beurteilung des Präsidenten war eben eine Frage des eigenen Standorts. Grath zweifelte nicht daran, daß Hanterkearn den Präsidenten für einen Diktator hielt.

»Ich habe viele Vorbereitungen getroffen, die in ihrer Summierung sicher ihren Zweck erfüllen werden«, erklärte Hanterkearn. »Doch um ganz sicherzugehen, habe ich einen zusätzlichen Plan ausgearbeitet.«

Wenn Hanterkearn davon sprach, einen Plan ausgearbeitet zu haben, dann konnte man das wörtlich nehmen. Grath sah den schmächtigen Mann förmlich vor sich, wie er an seinem Schreibtisch hockte und sich in Büchern vergrub.

»Wir werden Hunde an Bord bringen«, sagte der Psychologe in diesem Augenblick.

»Das kommt nicht in Frage!« explodierte Grath.

Er wußte jetzt, worauf Hanterkearn hinauswollte, und er war sicher, daß auch Conen sofort begriffen hatte.

Aber der Präsident tat erstaunt und fragte: »Wie meinen Sie das?«

»Menschen hatten schon immer eine innige Beziehung zu Hunden«, sagte Hanterkearn. Getragen von seiner Idee, redete er sich in eine gewisse Begeisterung hinein, so daß er jetzt viel freier als gewöhnlich sprach. »Ich bin sicher, daß es eine sehr positive Wirkung auf die Schläfer haben wird, wenn sie nach dem Erwachen zuerst ein paar Hunden begegnen.«

Grath sah nicht genau, ob Conen lächelte, aber er hatte zumindest diesen Eindruck.

»Es hört sich sicher sehr absurd an«, meinte der Präsident, »aber es scheint doch vernünftig zu sein. Wissen Sie, Spengler, ich gehe in solchen Dingen immer von meinen eigenen Vorstellungen und Gefühlen aus. Sie wissen ja, daß ich ein Doggenpärchen halte. Deshalb versetze ich mich jetzt in die Rolle eines erwachenden Schläfers. Die Anwesenheit eines Hundes könnte eine überaus positive Wirkung auf mich ausüben, meine ich.«

Grath wußte weder, daß der Präsident Hunde hielt, noch konnte er sich Conen in einer Schlafkiste vorstellen. Er war außer sich vor Zorn.

»Wie haben Sie sich das vorgestellt?« herrschte er Hanterkearn an. »Wollen Sie ein paar Hunde in Tiefschlaf versetzen?«

»Das wäre sicher ganz falsch«, versetzte der Psychologe. »Die Tiere sollen an Bord leben.«

»Kein Hund lebt vierzig Jahre!« rief Grath. »Es ist doch ... Mein Gott! Sie wollen, daß die Tiere sich an Bord *fortpflanzen!*«

»Ja, natürlich!«

Vor seinem geistigen Auge sah Grath ein von Hunden wimmelndes Raumschiff vor sich. Er war entsetzt.

Als könnte er Graths Bedenken erraten, sagte der schmächtige Mann schnell: »Natürlich werden wir durch Futterrationen dafür sorgen, daß niemals mehr als zehn Hunde an Bord leben können. Dadurch schaffen wir eine Auslese.«

»Ich verstehe nicht, warum Sie die Hunde nicht einschläfern und, genau wie die Passagiere, nach vierzig Jahren erwecken lassen«, wandte Conen ein.

»Das liegt auf der Hand«, sagte Hanterkearn. »Die an Bord des Schiffes geborenen Tiere werden sich dort wie zu Hause fühlen. Für sie wird es keinen starken Ankunftsschock geben. Hunde als Schläfer wären genauso gefährdet wie Menschen und sicher keine große Hilfe.«

»Mr. Grath scheint nicht sehr begeistert zu sein«, stellte Conen fest.

»Ganz und gar nicht!« bekräftigte der Konstrukteur. »Ich werde bei der Projektleitung Protest einlegen und eine Abstimmung beantragen.«

»Wären Sie bereit, Doggenpärchen zu nehmen?« wandte Conen sich an den Psychologen.

»Ich hatte eigentlich an kleinere Arten gedacht«, gestand Hanterkearn. »Aber ich komme Ihnen gern entgegen. Zwei Pärchen werden vor dem Start an Bord gebracht.«

»Ich sehe nicht ein, was Sie dagegen einzuwenden haben«, sagte der Präsident zu Grath. »Wenn die Hunde einen eigenen Lebensraum bekommen, wo sie nichts anstellen können, kann dieser Versuch nichts schaden. Er kann keinerlei nachteilige Folgen haben, sondern nur von Vorteil sein.«

»Präsident!« rief Grath empört. »Ich hoffe doch, daß Sie nicht einer augenblicklichen Laune nachgeben. Es ist nicht vorgesehen, daß Hunde diese Reise mitmachen, schon gar keine aktiven Tiere. Wir müßten zahlreiche technische Verän-

derungen durchführen. Der Start würde sich verzögern.«

»Technische Veränderungen sind Ihr Problem!« sagte Conen unnachgiebig. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie das nicht bewältigen werden.«

»Zunächst werde ich das Ergebnis der Abstimmung abwarten!«

»Mr. Grath, selbst unter Anerkennung aller Verdienste, die Sie sich um dieses Projekt erworben haben, muß ich Sie doch daran erinnern, daß es eine gemeinschaftliche Arbeit vieler Wissenschaftler war. Das ist nicht *Ihr Schiff*. Abgesehen davon kann ich von meinem Vetorecht Gebrauch machen.«

Grath begriff, daß die Entscheidung zugunsten von Hanterkearn bereits gefallen war. Aber er war entschlossen, seinen Widerstand auf anderer Ebene fortzuführen.

Er würde dafür sorgen, daß eine der technischen Veränderungen den Tieren nach dem Start ein sicheres Ende bereiten mußte ...

Kaum, daß die Presse von Hanterkearns Idee erfuhr, wuchs die Popularität des Psychologen, und in den Zeitungen wurde seinen Plänen Aufmerksamkeit und entsprechender Raum zuteil. Grath sah sich plötzlich in den Hintergrund gedrängt. Geradezu geschmacklos empfand er ein Bild des Präsidenten in einer großen Tageszeitung, das Conen mit seinen beiden Doggen zeigte, und den dazugehörigen Text, in dem ein Reporter darüber spekulierte, ob nicht der Präsident Initiator dieser Idee gewesen war.

Grath erkannte, wie sehr er das Geschick Conens, alle möglichen Ereignisse für seine Popularität zu nutzen, unterschätzgt hatte. Dem Präsidenten war es mehr oder weniger gleichgültig, auf welche Weise die Anwesenheit von Hunden die Probleme von Raumfahrern lösen half, die nach einem vierzig Jahre dauernden Schlaf einen schweren Schock erleiden konnten. In dem Augenblick, da sich die Schleusen der »Wurst« hinter den

Tieren schließen würden, war die Sache für Conen ausgestanden.

Schon aus diesem Grund empfand Grath keine Skrupel, als er in die Öffnungsklappe des Nahrungsbehälters der Hunde eine Sperre einbaute, die unmittelbar nach dem Start wirksam werden sollte.

Hanterkearn schien das Interesse der Öffentlichkeit eher als lästig zu empfinden, er floh vor Reportern und Besuchern und gab sich Mühe, sein Verhältnis zu Grath zu verbessern.

Im Bewußtsein, den Gegner trotz aller Schwierigkeiten überlistet zu haben, behandelte Grath den Psychologen jetzt freundlicher. Er erkundigte sich sogar nach den Namen der vier Doggen, die unmittelbar vor dem Start an Bord gebracht wurden.

»Es war schon immer mein Ziel, die Technik zu humanisieren«, sagte Hanterkearn schwärmerisch. Er saß neben Grath im Befehlsturm und blickte auf die Monitoren, auf denen das Schiff zu sehen war.

»So«, sagte Grath gleichgültig.

Hanterkearn errötete, als hätte er zuviel von seinen Gefühlen preisgegeben. Nervös spielte er mit seinen Händen. Dann fuhr er in einer Art Trotzreaktion fort: »Ich bin froh, daß Sie mir die Sache nicht nachfragen.«

»Das ist doch albern«, sagte Grath. »Hören Sie doch auf damit.«

Hanterkearn sah wieder zu den Bildschirmen, und im verzweifelten Versuch, das Gespräch nicht versiegen zu lassen, sagte er: »Eigentlich seltsam, daß sie es als Wurst bezeichnen. Finden Sie nicht auch, daß es eher wie ein riesiger exotischer Fisch aussieht?«

»Es ist ein Raumschiff«, sagte Grath trocken. »Für mich hat es auch immer wie ein Raumschiff ausgesehen.«

Auf dem Startfeld mit seinen breiten schwarzen Markierungslinien flammten jetzt die Positionslichter auf.

Als das Schiff sich vom Startgerüst löste, brach in der Zentrale Beifall los. Jemand klopfte Grath auf die Schulter, man schüttelte ihm die Hand. Nachdem er die Glückwünsche entgegengenommen hatte, war das Schiff bereits verschwunden.

Hanterkearn saß zusammengesunken in seinem Sessel. Unwillkürlich hatte Grath Mitleid mit ihm.

»Woran denken Sie?«

»An die Hunde!« Der Psychologe lächelte entschuldigend. »Seltsam, die menschlichen Passagiere beschäftigen mich nicht so sehr. Vielleicht, weil sie schlafen.«

Die Wahrheit lag Grath auf der Zunge. Er war sicher, daß Hanterkearn nicht einmal eine Beschwerde einreichen würde, sollte er diese Wahrheit erfahren. Trotzdem brachte Grath es nicht fertig, Hanterkearn zu informieren. Was er getan hatte, sollte ein heimlicher Triumph bleiben.

Impulsiv fragte er: »Trinken wir in der Kantine ein Bier?«

»Bleiben Sie nicht an den Kontrollen?« fragte Hanterkearn erschrocken.

Grath mußte lachen. »Dafür sind die Assistenten da. Es wird alles normal ablaufen.«

Als sie in der Kantine nebeneinander an einem Tisch saßen, hob Hanterkearn sein Glas an den Mund und trank in kleinen Schlucken.

»Übrigens – ich habe die Sperre wieder ausgebaut, Mr. Grath«, sagte er sanft.

## 2.

Einundzwanzig Jahre nach dem Start warf an Bord des Raumschiffs ein Doggenweibchen fünf ungewöhnlich aussehende Welpen. Zwei von ihnen besaßen keine Beine und starben wenige Tage nach der Geburt. Ein anderer hatte weiße Augen

und einen verschoben aussehenden Körper, der vierte war am ganzen Körper mit großen schwarzen Geschwüren bedeckt, und der fünfte besaß drei Köpfe ...

Generator führte seine beiden Begleiter in den Schlafsaal, wo sie im Gang zwischen den Regalen stehenblieben. Der Dreiköpfige sah Kontrollinstrument und Reaktor an.

»Diese Schläfer sind unser größtes Problem«, stellte er fest. »Sobald wir unser Ziel erreicht haben, werden sie durch einen automatischen Vorgang geweckt. Es ist schwer vorherzusagen, wie sie sich verhalten werden, aber ich glaube nicht, daß sie vom Anblick intelligenter Hunde entzückt sein würden.«

Kontrollinstrument, der Doggenrüde mit dem verkrüppelten Körper und den weißen Augen, fragte: »Werden wir bei der Landung noch am Leben sein?«

»Wir sind jetzt zwölf Jahre alt und spüren noch keine Anzeichen des Alters«, erinnerte Reaktor, der Hund mit dem von Geschwüren bedeckten Körper. »Auch das scheint eine Folge der Mutation zu sein.«

Wie immer warteten sie, daß der Dreiköpfige, der ihr unbestritten Führer war, seine Meinung dazu äußerte.

Doch Generator war ungewöhnlich schweigsam. Er machte einen nachdenklichen Eindruck.

Inzwischen lebten 113 Hunde an Bord, aber nur drei von ihnen waren wirklich intelligent. Es gab eine Gruppe von 22 halbintelligenten Tieren, alle anderen unterschieden sich, zumindest, was ihre geistigen Qualitäten anging, nicht von ihren Vorfahren. Körperlich mutiert waren fast alle Hunde an Bord.

Unter Generators Führung hatten sie ein Nahrungsmitteldepot, dessen Inhalt eigentlich für die Schläfer bestimmt war, aufgebrochen und auf diese Weise Lebensmöglichkeiten für über einhundert Hunde geschaffen.

»Wir müssen versuchen, die völlige Kontrolle über das

Schiff zu gewinnen«, sagte der Dreiköpfige nach einer Weile. Wie immer war der mittlere Kopf Sprecher. Die beiden anderen traten nur in Aktion, wenn Generator ungewöhnlich erregt war.

»Aber wir haben längst gelernt, alle Instrumente zu bedienen«, wandte Kontrollinstrument ein.

»Sie machen nur einen geringen Teil der gesamten Einrichtung aus«, erinnerte der Dreiköpfige. »Wichtig sind allein die automatischen Funktionen. Damit wird das Schiff gesteuert. Alle wichtigen Entscheidungen werden im Hauptcomputer getroffen und dann an die Steuermechanismen weitergegeben. Darauf müssen wir unter allen Umständen Einfluß gewinnen, sonst werden wir nie die Herren über dieses Schiff sein.«

Sie verließen den Schlafsaal. Überall in den Gängen und Räumen, die sie auf ihrem Weg in die Zentrale durchquerten, begegneten ihnen Hunde. Die Tiere erwiesen dem führenden Triumvirat ihre Ergebenheit durch unterwürfige Haltung und Schwanzwedeln. Keiner der drei intelligenten Hunde achtete darauf. Sie waren zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt.

»Wir brauchen mehr Unterstützung«, sagte der Weißäugige nach einiger Zeit. »Zu dritt können wir die anfallenden Aufgaben kaum noch bewältigen.«

Der Dreiköpfige bellte spöttisch.

»Du vergißt, daß wir ein Zufallsprodukt sind, Kontrollinstrument«, sagte er. »Eine Mutation, die durch irgendwelche kosmischen Strahlen ausgelöst wurde. Die Wahrscheinlichkeit, daß es noch einmal zu solchen Entwicklungen kommt, ist sehr gering. Natürlich erleben wir ständig körperliche Veränderungen, aber das war zu erwarten.«

»Und die Halbintelligenten?« fragte Reaktor.

Alle drei Köpfe zogen die Lefzen hoch und bleckten die Zähne. Generator konnte die Halbintelligenten nicht leiden, denn sie waren verschlagen und störrisch. Sie ließen sich nur schwer leiten. Wahrscheinlich wäre es längst zu einer Revolu-

tion gekommen, wenn diese Tiere nicht begriffen hätten, daß sie das Triumvirat brauchten, um zu überleben.

»Wir haben noch viel Zeit«, erinnerte Generator. »Das ist unsere Chance. Wenn wir bis zur Landung das gesamte Schiff kontrollieren, brauchen wir uns keine Sorgen um unsere Zukunft zu machen.«

»Vielleicht sind unsere Bedenken irreale«, sagte Kontrollinstrument. »Es ist doch möglich, daß die Menschen uns nach dem Erwachen sofort akzeptieren und mit uns zusammenarbeiten.«

»Das ließe sich doch herausfinden«, sagte Reaktor gedehnt. »Man könnte einen Test machen.« Kontrollinstrument hielt unwillkürlich den Atem an.

»Du meinst, daß wir einen Schläfer aufwecken sollten?« fragte Generator.

»Warum nicht?«

Der Dreiköpfige kauerte sich auf den Boden. Er war die größte der drei Doggen. Unter dem goldgelben Fell zeichneten sich dicke Muskelstränge ab.

»Kein Mensch könnte acht Jahre mit uns an Bord leben«, sagte er. »Wenn wir einen von ihnen wecken, verurteilen wir ihn zum Tod.«

»Hast du Skrupel?«

»Ich frage mich, wie wir es den Menschen am Tag der Landung erklären sollten, daß einer von ihnen fehlt.«

»Man könnte es als Unfall darstellen«, schlug Reaktor vor.

»Nein!« lehnte Generator ab. »Wir machen diesen Test nicht. Es ist sicherer, wenn wir uns um die völlige Kontrolle des Schiffes bemühen. Das allein kann uns Sicherheit geben.«

Kontrollinstrument warf einen Blick auf die automatischen Uhren.

»Zeit zur Fütterung!« stellte er fest. »Wir müssen uns um die anderen kümmern.«

Als sie nacheinander in den Hauptkorridor traten, hörten sie

bereits das Gekläff der hungrigen Hunde vor dem Nahrungs-mitteldepot.

### 3.

Zu Beginn von Spengler Graths Karriere hatte der Anblick großer Raumschiffe immer Herzklopfen und Begeisterung in ihm ausgelöst.

Als er, auf den Knebelgriffstock gestützt, aus dem Wagen kletterte und am Rand des Raumhafens stand, fühlte er sich im Gegensatz zu früher völlig desillusioniert, und er stellte sich die Frage, warum er überhaupt der Einladung der Kolonisationsbehörde gefolgt und hierhergekommen war.

Ein Beamter kam auf ihn zu und wollte ihn am Arm ergreifen und auf das Kontrollgebäude zuführen. Grath warf ihm einen Blick zu. Der Mann errötete und ließ ihn sofort los.

Es war früher Nachmittag, das Landefeld reflektierte das grelle Sonnenlicht, so daß sich die Hitze über der glatten Fläche zusammenballte.

Grath trug einen schneeweissen Anzug, darunter ein schwarzes Sporthemd. Sein dunkles Haar war von silbernen Strähnen durchzogen. Trotz seines Alters und seiner Gebrechen war er noch immer ein stattlicher Mann.

Während Grath die Mittagsstille als angenehm empfand, machte sie den Beamten verlegen.

»Das vierzigste Grath-Schiff«, sagte der Mann und deutete zum Startgerüst. »Macht Sie das stolz?«

»Nein«, sagte Grath bissig. Er änderte die Richtung, so daß er sich im Schatten des Kontrollgebäudes bewegen konnte. Die Fahnen auf dem Dach des Gebäudes hingen schlaff an den Stangen, kein Windhauch rührte sich.

»Vierzig mal fünfhundert Menschen«, fuhr der Beamte wie unter innerem Zwang fort. »Sie alle sind mit Ihren Schiffen ins All geschossen worden und werden einmal auf fremden Welten Zivilisationen gründen.«

Diesmal antwortete der alte Mann überhaupt nicht. Er sah Minchon, den derzeitigen Projektleiter, aus dem Haus treten. Minchon begrüßte Grath. Es war eine sachliche Zeremonie, bei der die Gleichgültigkeit, die die beiden Männer füreinander empfanden, beinahe spürbar wurde.

Minchon repräsentierte die neue Generation der Wissenschaftler, er war ein kaltblütiger Geschäftsmann und gleichzeitig einer der führenden Politiker des Landes. Man sagte ihm nach, Aussichten zu haben, einmal Präsident zu werden.

Unwillkürlich dachte Grath an Conen. Wie lange lag das jetzt zurück, daß dieser einem Attentat zum Opfer gefallen war – zwanzig Jahre?

»Jubiläen sind immer recht anstrengend«, sagte Minchon.  
»Wir haben es oben im Kontrollturm angenehm kühl.«

Ein Montagewagen schnurrte vorüber, sein rotes Verdeck sah im Sonnenlicht aus, als stünde es in Flammen. Das Fahrzeug bewegte sich schnurgerade auf das Raumschiff zu, als würde es aufgespult.

»Die letzten Vorbereitungen«, sagte Minchon, »aber wem sage ich das?«

Grath hielt die Stockspitze in die Lichtbrücke der Tür, ein kindisches Vergnügen, und sah sie aufgleiten.

Minchon gab mit den Händen lautlose Signale. Ein Schwärm Reporter kam aus dem Halbdunkel der Vorhalle. Grath wurde fotografiert.

»Man sagt, Sie arbeiteten heimlich an einem neuen Projekt!« rief ein untersetzter Mann.

Minchon schob sich zwischen die Journalisten und Grath.

»Ihre Fragen werden nach dem Start beantwortet!« sagte er.

Der Schwärm verschwand wieder, ein deutliches Zeichen für Minchons große Autorität.

Eine Lifttür öffnete sich. Minchon und Grath traten ein.

»Fühlen Sie sich wohl?« fragte Minchon.

»Ja«, sagte der alte Mann.

Als sie den Kontrollturm betraten, hatten die Ingenieure und Techniker einen Halbkreis gebildet und klatschten Beifall. Grath winkte mit dem Stock und ließ sich auf einem Sessel nieder.

»Sie sollen den Start auslösen«, erklärte Minchon. »Übrigens sind Sie nicht der letzte der alten Garde. Wir haben noch einen zweiten Ehrengast.«

Grath folgte der Richtung seiner Blicke, und er sah einen unscheinbar aussehenden Mann quer durch den Raum auf sich zukommen.

»Hanterkearn!« stieß er hervor, und zum erstenmal zeigte er eine innere Regung. »Zum Teufel, Sie haben sich überhaupt nicht verändert!«

»Sie sehen prächtig aus«, sagte der Psychologe. Er ließ sich neben Grath nieder. »Eigentlich hatte ich nicht gedacht, daß wir uns jemals wiedersehen würden.«

»Ich hielt Sie für tot«, sagte Grath freundlich.

Jemand reichte ihnen Eiswasser. Grath verlangte Whisky.

»Ein Jubiläum in vielerlei Hinsicht«, sagte Hanterkearn nachdenklich. « Das vierzigste Schiff mit Schläfern an Bord wird gestartet, wir sehen uns nach langer Zeit wieder, und irgendwo im Weltraum wird in ein paar Stunden das erste Schiff landen, das wir vor mehr als vierzig Jahren gestartet haben.«

Grath drehte sein Glas zwischen den Fingern.

»Inzwischen«, fuhr Hanterkearn fort, »befinden sich zwanzigtausend Menschen an Bord von Grath-Schiffen und reisen zu anderen Planeten.«

»Und etwa vierhundert Hunde«, bemerkte Grath.

»Sie haben mir das nie verziehen?«

»Nein«, sagte Grath.

»Er hat versucht, die ersten vier Hunde umzubringen«, wandte Hanterkearn sich an den Projektleiter. »Jetzt kann man ja darüber reden. Ich habe es bemerkt und verhindert.«

Minchon lächelte pflichtbewußt.

»Damals nahmen wir noch Doggen«, erinnerte sich Hanterkearn versonnen. »Das war Conens Idee.«

»Doggen oder Dackel«, sagte Grath. »Das ist doch egal.«

Irgendwann – Pressekonferenz, Start und kaltes Büfett waren abgeschlossen, trafen Grath und Hanterkearn noch einmal zusammen: Auf dem Dach des Kontrollgebäudes, wo sie auf die Hubschrauber warteten, mit denen man sie zurückfliegen würde.

»Das war heute das letzte Grath-Schiff«, sagte Hanterkearn.  
»Man wird jetzt Generationenschiffe bauen, ganze Weltraumstationen, und auf die Reise schicken.«

»Die Zeiten ändern sich«, meinte Grath.

»Sie können nicht aus Ihrer Haut«, bedauerte Hanterkearn.  
»Sie sind noch immer der Technokrat von damals. Menschliche Aspekte der Weltraumfahrt haben Sie nie verstanden.«

»Mein Auftrag war, Raumschiffe zu bauen«, sagte Grath.

»Um die Menschen haben sich andere gekümmert.«

»Na gut«, seufzte Hanterkearn. »Lassen Sie uns Frieden schließen. Wir haben nichts mehr mit dieser ganzen Sache zu tun, wir Fossilien.«

Er reichte Grath die Hand.

In diesem Augenblick hörten sie das Brummen der Hubschrauber. Grath blickte zum Himmel. Hanterkearn ließ die Hand wieder sinken.

Die beiden Maschinen landeten nebeneinander.

»Leben Sie wohl, Erasmus«, sagte Grath und ließ sich in das Cockpit helfen.

Inzwischen war auch Minchon auf das Dach gekommen und hatte die letzten Worte gehört. Er fragte irgend etwas, aber Hanterkearn wandte sich ab. Der Hubschrauber mit Grath hob vom Dach ab. Hanterkearn sah ihm nach und fand, daß das Auffälligste hinter der transparenten Kuppel Graths weißer

Anzug war.

»Werden Sie sich wiedersehen?« fragte Minchon.

»Es steht zuviel zwischen uns«, sagte der Psychologe.

Minchon sah auf die Uhr.

»Wenn es keine Zwischenfälle gegeben hat, wird jetzt das erste Grath-Schiff landen. Es war lange unterwegs. Sind Sie nicht enttäuscht, daß Sie wahrscheinlich niemals erfahren werden, wie das Projekt geendet hat?«

»Aber nein«, versicherte Hanterkearn. »Ich weiß es ja. Ich habe nie an einem Erfolg gezweifelt.«

#### 4.

Es waren noch ein paar Stunden bis zur Landung, aber der Planet, auf dem die erste menschliche Kolonie entstehen sollte, zeichnete sich bereits deutlich auf den Bildschirmen ab.

»Bevor wir die Menschen wecken, werden wir uns erst auf dieser Welt umsehen«, sagte Generator.

Kontrollinstrument und Reaktor, die neben ihm saßen, sahen ihn an.

»Es ist gut, daß wir inzwischen alle Funktionen des Schiffes beherrschen«, sagte der Verkrüppelte mit den weißen Augen. »Auf diese Weise können wir bestimmen, wann die Menschen aufwachen. Wir sind ihnen nicht ausgeliefert.«

Wie immer hielten sich die drei intelligenten Doggen allein in der Zentrale auf. Kein anderer Hund durfte diesen Raum betreten.

Der Dreiköpfige war froh, daß sie endlich am Ziel angekommen waren. In den letzten Jahren hatten sie ein zweites Nahrungsmitteldepot ausplündern müssen, um die inzwischen auf 156 Mitglieder angewachsene Meute zu ernähren. Generator fragte sich, wie die Menschen beim Anblick der leeren Depots reagieren würden. Es gab noch ein drittes, unversehrtes

Depot. Das mußte reichen. Die Menschen würden gezwungen sein, ihre Ernährung auf das Angebot der neuen Heimat umzustellen, und das wesentlich schneller, als es ursprünglich geplant war.

Das Landemanöver wurde dem Hauptcomputer überlassen. Der Dreiköpfige wußte, daß jetzt die kritischste Phase des Fluges bevorstand.

Inzwischen hatten die Meßinstrumente alle von der Sonde zur Erde gefunkten Daten bestätigt: Der Planet besaß eine Sauerstoffatmosphäre und stellte auch in dieser Hinsicht eine für Menschen ideale Heimat dar.

Und für Hunde! fügte der Dreiköpfige in Gedanken hinzu.

Im Schiff war es merkwürdig still geworden. Keiner der Hunde bellte. Die Tiere schienen zu spüren, daß der entscheidende Augenblick bevorstand.

Generator würde nach der Landung die Schleuse öffnen und alle Hunde ins Freie lassen. Sie sollten sich zunächst einmal vom Schiff entfernen, um die Reaktion der Menschen nach dem Erwachen abzuwarten.

Der Dreiköpfige wollte die Hunde nicht der Gefahr spontaner Entscheidungen von Seiten der Menschen aussetzen.

Das Schiff verließ seine Kreisbahn und drang in die oberen Schichten der Atmosphäre ein. Bald darauf wurden dunkle Wolkenfetzen sichtbar. Auf der Tagseite des Planeten schien schlechtes Wetter zu herrschen.

»Es ist ein komisches Gefühl, sagte Kontrollinstrument. »All die Jahre haben wir an Bord eines Raumschiffs gelebt. Ich frage mich, wie es ist, die Pfoten auf die Oberfläche eines Planeten zu setzen.«

»Es wird uns gefallen!« prophezeite Reaktor.

Die weißen Augen Kontrollinstruments richteten sich auf den Dreiköpfigen.

»Was hältst du davon, Generator?«

Die große Dogge gab keine Antwort. Generator war sich

nicht darüber im klaren, wie ihre Zukunft aussehen würde. Konnten Hunde, die an Bord eines Raumschiffs aufgewachsen waren, sich jemals in einer natürlichen Umgebung zurechtfinden?

Das war eine wichtige Frage, doch die Antwort darauf konnte erst nach der Landung gefunden werden.

Manchmal hatte der Dreiköpfige davon geträumt, lange Wanderungen auf einem Planeten zu unternehmen. Aber diese Träume entsprachen nicht der Wirklichkeit, das bewiesen dem Hund schon die Bilder, die er an Bord des Raumschiffs von der Erde gesehen hatte.

Das Schiff setzte in einer Ebene auf. Im Hintergrund erkannte der Dreiköpfige ein Bergmassiv, und auf der anderen Seite befand sich eine Ansammlung größerer Gewächse, die eine Art Wald bildeten.

Die Sonne war von Wolken verdeckt, und es regnete in Strömen. Die Instrumente zeigten an, daß auf dieser Seite des Planeten früher Morgen war.

»Eine einwandfreie Landung«, brach Reaktor das Schweigen. Er kratzte sich mit der Pfote hinter dem Ohr und schüttelte sich heftig. »Alles, was jetzt geschieht, hängt davon ab, wie wir vorgehen.«

Der Dreiköpfige spürte die Erregung seiner beiden Freunde. Er selbst wurde davon ergriffen, aber er zeigte es nicht. Gelassen ging er die lange Reihe der Kontrollanzeigen ab und las die darauf sichtbar werdenden Werte. Er wollte ganz sichergehen, daß mit dem Verlassen des Schiffes keine Risiken verbunden waren.

Nach wie vor war im Innern des Schiffes alles still. Keines der Tiere würde sich in Richtung der Schleuse bewegen, bevor Generator nicht die entsprechenden Befehle gegeben hatte.

»Ich glaube, wir können es wagen«, sagte Generator schließlich. »Die Umwelt, die uns erwartet, ist erträglich. Spuren von größeren einheimischen Lebewesen gibt es nicht.«

»Machen wir den Anfang?« fragte der Weißäugige.

»Natürlich«, bestätigte der Dreiköpfige.

Die drei Hundemutanten verließen die Zentrale und trotteten durch den Hauptkorridor zur Schleuse. Überall stießen sie auf Hunde, die am Boden hockten und sie erwartungsvoll ansahen. Aufbruchsstimmung hatte sich unter den Tieren ausgebreitet.

Der Schleusenraum jedoch war verlassen.

Der Dreiköpfige drückte mit der Pfote den manuellen Öffnungsmechanismus zur Seite.

Gespannt wartete das Triumvirat, daß die Schleuse sich öffnete.

Als es soweit war, konnten die Hunde das Plätschern des Regens hören. Unwillkürlich hoben sie ihre Köpfe und schnupperten. Der Dreiköpfige stieß ein freudig erregtes Winseln aus, als er die Vielfalt der Düfte in seiner Nase spürte. Die Gerüche übertrafen alle seine Erwartungen, sie enthielten eine unaussprechliche Verlockung.

»Das ist ... überwältigend!« stieß Kontrollinstrument hervor.

»Ich rufe die anderen!« sagte Generator, und alle drei Köpfe begannen langgezogen zu jaulen.

Aus den Räumen und Gängen des Raumschiffs ergoß sich eine kläffende und winselnde Hundemeute durch die Schleuse über die Gangway. Zufrieden sah der Dreiköpfige, daß jedes der Tiere versuchte, zuerst ins Freie zu gelangen. Die braunen Körper stießen gegeneinander, sprangen übereinander hinweg und schoben die an der Spitze laufenden Hunde vorwärts.

Innerhalb weniger Augenblicke war die Gangway wie leergefegt. Die Doggen hüpfen über den weichen Boden, jaulten, bellten, scharrten mit den Krallen im Boden und rollten sich auf den Rücken.

»Seht euch das an«, sagte Reaktor mit verhaltener Ungeduld, und man hörte seiner Stimme an, daß er den anderen am liebsten gefolgt wäre. »Das habe ich noch nie gesehen. Sie sind völlig disziplinlos.«

»Sie sind außer sich vor Freude«, meinte Kontrollinstrument.  
»Man kann ihnen keinen Vorwurf machen.«

Der Dreiköpfige setzte sich langsam in Bewegung, beinahe würdevoll trottete er die Gangway hinab.

»Mir scheint«, sagte er nachdenklich, »daß dieser Planet eine richtige Hundewelt ist.«

Sie blieben alle drei stehen und sahen sich an. Der Regen lief über ihre großen Körper und machte ihr Fell glänzend.

Inzwischen entfernte sich die Hundemeute allmählich vom Schiff, genauso, wie der Dreiköpfige es geplant hatte. Aus der Richtung des Waldes ertönte übermüdiges Gebell.

»Es wird Zeit, daß wir die Menschen aufwecken«, sagte Reaktor kaum hörbar. »Alle Hunde haben sich aus der Nähe des Schiffes zurückgezogen.«

Kontrollinstrument knurrte erbittert, aber er sagte nichts.

Alle drei Hunde wußten genau, was sie nun zu tun hatten. In der Zentrale war eine Schaltung vorzunehmen, danach würde der eigentliche Weckvorgang automatisch ablaufen.

Mit hängenden Köpfen kehrten die drei Doggen um.

In der Schleuse hielt Generator an.

Er blickte aus seinen sechs Augen ins Innere des Schiffes und dann wieder zurück auf die Planetenoberfläche.

»Nein«, sagte er mit plötzlicher Entschlossenheit. »Wir lassen sie schlafen. Es wäre unverantwortlich, sie zu wecken. Bei diesem Wetter jagt man nicht einmal einen Hund hinaus!«

Die Starre seiner beiden Freunde hielt nur ein paar Sekunden an, dann rannten sie mit langen Sätzen hinter ihm her und holten ihn ein, noch bevor er das Ende der Gangway erreicht hatte.

## *Vorurteile*

Tief aus den unermeßlichen Weiten des Universums kommt der Mann von der Erde. Er kommt mit einem mächtigen, glitzernden Schiff, getragen von blauen Flammen und gelben Wolken atomaren Staubes. Das ist Orvans Tag!

An diesem Tag wird unser Planet reif sein, um in den mächtigen galaktischen Bund der Erde aufgenommen zu werden. Jahrhunderte werden vergehen, aber so sicher wie Pershang und Felan, Orvans Monde, am nächtlichen Himmel erscheinen, kommt der Mann von der Erde.

### 1.

Die schimmernde Fläche füllte den Panoramabildschirm bis in den äußersten Winkel aus. Die unförmigen Groupner-Konverter vor den Triebwerken dröhnten leise. Wie von einem Luftkissen getragen, sank die WÜNSCHELRUTE dem Boden entgegen.

Griffon schaltete die Fernoptik ein. Auf dem Bildschirm wirkte das so, als spränge die WÜNSCHELRUTE mit einem Satz nach unten. Das Landefeld war mit polierten Metallplatten ausgelegt. Ringsum waren elektronische Richtstrahler aufgestellt, deren Intensität bis in den Raum reichte. Der Platz, auf dem das Schiff landen würde, war sorgfältig markiert.

»Da sind sie ja«, sagte Camargue.

Griffon stellte das Bild etwas schärfer ein. Neben dem Landefeld hatten sich Tausende von Robotern versammelt. In beinahe militärischer Ordnung standen sie da. Ihre kantigen Gesichter waren nach oben gerichtet, und ihre grünen Körper schillerten in der Sonne.

Griffon schmunzelte. »Unser Empfangskomitee.«

Es gab einen sanften Ruck, als die WÜNSCHELRUTE

aufsetzte. Griffon schaltete die Konverter auf Mimmalleistung. Das genügte, um die dreifache Schwerkraft Orvans auszugleichen.

»Ich wünschte, daß ich für Sie hinaus könnte«, bemerkte Griffon etwas melancholisch. »Es ist bestimmt interessant.«

Camargue lächelte. Er war ein großer, kräftiger Mann mit blonden Haaren und einer auffallend schmalen Nase. Er wirkte gutmütig.

»Sie sind der Pilot«, sagte er zu Griffon. »Ihre Arbeit ist getan, meine kann beginnen.«

Er erhob sich von der Tastylenliege und trat direkt vor den Bildschirm. Griffon sah ihm schweigend zu. Er war klein, drahtig, mit dunklen, sanften Augen.

»Sie erwarten uns«, murmelte Camargue. »Projekt Orvan scheint funktioniert zu haben. Seinerzeit wurden nur zweihundert Roboter ausgesetzt. Sehen Sie jetzt hinaus, Sam.«

Er wandte sich ab und blickte Griffon offen an.

»Gehen Sie für mich hinaus, Sam«, sagte er ruhig.

Griffon starnte ihn ungläubig an.

»Machen Sie keine Witze mit mir, Dave«, bat er.

»Das ist kein Witz«, versicherte Camargue. »Sie haben mich hierhergebracht. Diese Begrüßung dort draußen soll Ihnen allein gelten. Sie haben sie verdient. Später werde ich nachkommen.«

Griffon entwickelte plötzlich eine hektische Tätigkeit. Er sprang von seiner Liege auf und nahm einen Skaphander aus dem Wandschrank. Er legte die einzelnen Teile des Druckanzugs vor sich auf den Boden. Camargue kam zu ihm. Er half ihm beim Anziehen.

Durch die Sichtscheibe blickte der Pilot Camargue an.

»Danke, Dave«, sagte er.

Camargue zuckte mit den Schultern und deutete mit dem Daumen in Richtung der Luftschieleuse. »Wir sollten sie nicht länger warten lassen.«

»Wir bleiben in Sprechfunkverbindung.«

Griffon entbot den traditionellen Raumfahrergruß. Schwerfällig bewegte er sich zur Schleuse. Als er aus der WÜNSCHELRUTE hinaustrat, fühlte er die dreifache Schwerkraft Orvans an seinem Körper zerrn. Er schwitzte unter der Last des Skaphanders. Seine Nerven spannten sich unter dem Schmerzgefühl, das von seinem Magen ausging.

Camargue muß wissen, daß dies mein letzter Flug ist, dachte er. Ein Pilot mit einem halben Magen taugt nicht mehr viel. Er erinnerte sich an die Schwierigkeiten, die man ihm bereitet hatte, als er den Pilotensitz in der WÜNSCHELRUTE beansprucht hatte. Ohne Camargues Hilfe hätte ihn wahrscheinlich der gesamte Rat abgelehnt.

Er trat aus dem Schatten des Schiffes, um die Roboter zu begrüßen.

»Alles in Ordnung, Dave«, sprach er mühsam ins Helmmikrofon.

»Genießen Sie den Empfang«, empfahl der Soziologe.

Griffon hob seinen Arm, und das Begrüßungsgeschrei der Roboter verstummte. Noch war keiner von ihnen auf den Landeplatz gekommen. Diszipliniert hielten sie sich zurück.

»Meine Freunde!« rief Griffon.

Ein Jubelsturm belohnte seine Worte, und die metallenen Leiber gerieten in Bewegung.

»Sie feiern Sie wie einen König, Sam«, ließ sich Camargues Stimme im Helmlautsprecher vernehmen.

Es war schwer festzustellen, ob seine Bemerkung spöttischer oder informativer Art war. Camargues Aussprüche ließen sich meistens nach mehreren Seiten auslegen. Das entsprach seinem Charakter. Eine Welle von Schmerzen dehnte sich von Griffons Magen über den ganzen Körper aus. Die Ärzte hatten schon recht: Er mußte die Raumfahrt aufgeben.

Aus der Masse der Roboter hatte sich ein Sprecher gelöst. Er näherte sich Griffon mit steifen Schritten.

Plötzlich blieb er stehen. Sofort wußte Griffon, daß diese Unterbrechung nicht zum Zeremoniell gehörte. Beunruhigt ging er dem Roboter ein Stück entgegen. Der Maschinenschiffenwachter wich zurück. Sein Arm streckte sich gegen Griffon aus.

»Ein Blauer!« schrie er entsetzt.

Seine Stimme gellte über den Landeplatz, und die Jubelschreie der Roboter verstummten jäh.

»Was ist los, Sam?« fragte Camargue scharf.

Von den Robotern ging jetzt etwas Bedrohliches aus, ihre Haltung hatte sich entscheidend geändert. Griffon beobachtete mit angehaltenem Atem, wie sich einige von ihnen bückten und etwas aufhoben. Zu seinem Glück erkannte Camargue am Bildschirm schneller als er, was sie da aufhoben.

»Zurück ins Schiff!« schrie der Soziologe.

Waffen! dachte Griffon überrascht. Abrupt wandte er sich um und lief auf die Luftsleuse zu. Ein bläulicher Strahl fingerte an ihm vorüber. Sie schossen auf ihn!

Im gleichen Moment erreichte Camargue die Absorberschirme, und die weiteren Schüsse der Roboter prallten an dem Energiefeld um die WÜNSCHELRUTE ab. Griffon wankte in die Schleuse. Keuchend löste er den Helm. Der Soziologe war da und half ihm. Gemeinsam kehrten sie in die Zentrale zurück.

»Der König ist tot«, rief Griffon spöttisch. »Es lebe der König.«

»Viel hat ja nicht gefehlt«, knurrte Camargue grimmig. »Sicher denken Sie jetzt, daß ich mir einen Trick erlaubt habe, als ich Sie hinausschickte.«

»Unsinn«, widersprach der Pilot. »Sie konnten davon ja nichts ahnen.«

Auf dem Bildschirm war zu sehen, daß die Roboter in einzelnen Gruppen zusammenstanden und sich erregt unterhielten.

»Was ist ein Blauer?« fragte Griffon.

Camargue blinzelte. »Das herauszufinden, wird unser Pro-

blem sein.«

Es war eine gewisse Entschlossenheit aus seiner Stimme herauszuhören. Griffon wußte, daß der Soziologe rasche Entschlüsse fassen konnte, wenn es darauf ankam.

»Wie sollen wir das anstellen?« fragte er. »Wir sind hier im Schiff, und diese Teufelskerle sind draußen. Sie haben Waffen, wir nicht. Wie sollen wir mit ihnen Verbindung aufnehmen?«

»Man hat Sie mit einem Blauen verwechselt, Sam, wer immer das sein mag. Es gilt nun herauszufinden, ob sie auch *mich* nicht als Mann von der Erde akzeptieren.«

Griffon schluckte unbehaglich. »Sie meinen, daß *Sie* jetzt hinaus wollen, Dave?«

Camargue nickte. Er war bereits damit beschäftigt, den größeren Skaphander herauszunehmen.

»Ich hätte nicht gedacht, daß ich Lichtjahre zurücklegen muß, um herauszufinden, daß Sie ein Wahnsinniger sind«, bemerkte Griffon. »Ihr Vorhaben ist reiner Selbstmord, Dave. Lassen Sie uns überlegen, ob es keine andere Möglichkeit gibt.«

Camargues Stimme war so leise, daß sie fast vom Brummen der Groupner übertönt wurde, die jetzt den Absorberschirm zu versorgen hatten.

»Sie sind mit Leib und Seele Pilot, Sam. Sie würden Kopf und Kragen riskieren, um einen Fehler am Triebwerk zu finden. Das gleiche gilt für mich. Mein Beruf und mein Auftrag fordern, daß ich über das Orvan-Projekt einen Bericht abgebe. Das heißt, daß ich alles tun werde, um einen solchen Bericht zu bekommen.«

»Er wird nur sehr kurz sein«, vermutete Griffon düster: »Dave Camargue wurde bei der Erfüllung seines Auftrages erschossen.« Seine Augen funkelten gereizt. »Das Orvan-Projekt! Es war vorauszusehen, daß etwas schiefgehen würde. Eine Kolonie von denkenden Robotern, wer hat jemals schon so etwas gehört?«

»Ein Teil des Projekts scheint geklappt zu haben«, erinnerte Camargue. »Sie haben sich vermehrt.« Er stülpte den Helm über sein Gesicht.

»Vermehrt nennen Sie das?« schnaubte Griffon empört und verschraubte die Sauerstoffflaschen. »Sie meinen wohl, daß zweihundert dieser Ungeheuer weitere tausend Ungeheuer hergestellt haben.«

Er wußte, daß sein Ärger nur auf Camargues Vorhaben zurückzuführen war. Und er wußte, daß der Soziologe es wußte. Das machte ihn noch ärgerlicher. Er begleitete den großen Mann zur Schleuse. »Seien Sie vorsichtig, Dave«, sagte er.

Wenn zwei Männer zusammen in ein Raumschiff gepfercht werden, um Lichtjahre der Einsamkeit zu überwinden, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten für sie: entweder sie vertragen sich, oder sie bringen sich gegenseitig um.

Griffon und Camargue hatten sich nicht umgebracht.

Sie nickten sich noch einmal zu, dann schob sich das innere Schott vor Camargues breite Gestalt.

Griffon kehrte in die Zentrale zurück, um den Absorberschirm aufzulösen. Der Robot-Soziologe kletterte aus der Schleuse. Die Plattenschuhe des Skaphanders hefteten sich fest auf die Metallfläche des Landefeldes. Camargue fühlte, wie unzählige Sehschlitzte zu ihm herüber starrten.

Er winkte. Zögernd nur, aber ständig lauter werdend, schwoll der Jubel der Roboter wieder an. Ihre grünen Metalleiber wogten auf ihn zu.

»Sie kommen«, rief Griffon erregt von der Zentrale aus.

Camargue blieb stehen. Gelassen sah er der anstürmenden Horde entgegen.

»Dave!« schrie Griffon ächzend. »Wollen Sie, daß man Sie über den Haufen rennt? Kommen Sie ins Schiff!«

Zwanzig Meter von Camargue entfernt kam der Trupp zum Stehen. Ein Sprecher trat vor. Einige Zeit musterte er. Camar-

gue, dann verbeugte er sich ehrerbietig.

»Willkommen, Mann von der Erde«, sagte er. »Willkommen auf Orvan, dem Planeten des mechanischen Lebens.«

Seine Worte wurden von immer neuen Beifallsstürmen unterbrochen.

»Mein Name ist Dave Camargue«, erklärte der Soziologe. »Ich bin der Mann von der Erde, von dem eure Legende berichtet. Ich bin gekommen, um zu prüfen, ob ihr bereit seid.«

Die glatte Fläche im Gesicht seines Gegenübers blieb unbeweglich, auch als er sprach. »Wir sind bereit! Wir haben lange und hart gearbeitet, um unsere Zivilisation zu vervollkommen. Wir haben experimentiert und geplant, erobert und vollendet, gefragt und geantwortet. Ja, wir sind bereit, um in den galaktischen Bund der Erde einzutreten.«

Camargue starrte ihn an. »Ich finde, für einen Roboter ist er ziemlich dramatisch – vor allem, wenn ich bedenke, daß *er* es vielleicht war, der vor wenigen Minuten auf Sie gefeuert hat, Sam«, murmelte er leise.

Griffons Antwort war ein dünnes, kaum wahrnehmbares Wispern in seinem Helm: »Versuchen Sie herauszufinden, was hier gespielt wird, Dave.«

Camargue nickte, obwohl Griffon das natürlich nicht sehen konnte. Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem grünen Roboter zu.

»Ihr wißt, warum ich hier bin?« fragte er.

»Ja. Sie sind gekommen, um zu prüfen, ob wir reif sind, an all den Wundern teilzuhaben, die die Erde für uns bereithält. Vor allem jedoch wollen Sie herausfinden, ob wir fähig sind, den Raum zu befahren.«

Camargue schritt langsam an der Front der gedrungenen Metallkörper entlang. Er konnte sich vorstellen, wie Griffon jetzt vor dem Bildschirm stand.

Er erhob seine Stimme, so daß sie aus dem Lautsprecher des Skaphanders weit über den Platz klang: »Vor vielen Jahren

haben wir zweihundert Roboter auf diesem Planeten abgesetzt. Wir gaben ihnen alles nötige Wissen mit und sagten ihnen, wie sie ihre Art vermehren konnten. Wir überließen sie allen widrigen Umweltbedingungen dieses Planeten. Unsere Wissenschaftler hofften, daß sich diese Gruppe weiterentwickeln würde. Wir rechneten mit dem Entstehen einer selbständigen Zivilisation. Der heutige Tag bedeutet das Ende und die Krönung des Projektes Orvan: Der Mensch hat Wesen geschaffen, die sich selbst weiterentwickeln.«

Er dachte an die Möglichkeiten, die die Menschheit nun bei der Erforschung neuer Planeten hatte. Die Roboter würden fremde Welten für menschliche Kolonisten erschließen. Das war der eigentliche Sinn von Projekt Orvan. Die Robotpsychologen hatten darauf gedrängt, daß man den Robotern größtmögliche Selbständigkeit gab. Der Soziologe gestand sich ein, daß sie recht behalten hatten.

Der Roboter vor Camargue hob einladend seinen Arm.

»Ich freue mich«, sagte er, obwohl er unfähig war, so etwas wie Freude in seinem glatten Gesicht zu zeigen. »Kommen Sie mit, Sir. Ich werde Ihnen zeigen, was wir geschaffen haben.«

»Er will Sie in die Stadt bringen«, knurrte Griffon über die Sprechkanlage. »Passen Sie auf, daß nichts passiert.«

»Trinken Sie einen Kaffee, Sam«, empfahl ihm Camargue. »Und freuen Sie sich, daß Sie diesen verdammten Druckanzug nicht mit sich herumzuschleppen brauchen.«

»Mit wem reden Sie da, Sir?« fragte der Roboter.

»Mit einem Blauen«, entgegnete Camargue.

»Das sollten Sie nicht tun, Sir«, sagte der Robot.

War es Einbildung, oder hatte in seiner künstlichen Stimme die Andeutung einer Drohung mitgeschwungen? Camargue runzelte die Stirn. Dann folgte er dem Robot, der mit knackenden Gelenken vor ihm herschritt.

B-114 schob sich mit undeutlicher Vorsicht aus seinem

Versteck. Was er soeben erlebt hatte, übertraf alle Erwartungen, die sie in die Ankunft des Mannes von der Erde gesetzt hatten. Es stimmte also nicht, was die Grünen seit Beginn von Orvans Geschichte immer wieder erzählten. Der erste Mann von der Erde, der aus dem Raumschiff geklettert war, konnte ohne Vorbehalte als Blauer bezeichnet werden. Erst als der Angriff der Grünen ihn vertrieben hatte, war der Grüne erschienen.

B-114 versuchte, den Zusammenhang der Geschehnisse zu erkennen. Dabei mußte er ständig darauf achten, daß man ihn nicht ortete. Wenn ihn die Grünen hier am Landefeld entdeckten, war ihm die Auflösung sicher. Er mußte auf dem schnellsten Weg in den Stadtteil der Blauen zurück, um ihnen von seiner Feststellung zu berichten. Vielleicht war der Tag der Befreiung bekommen. Was war mit dem Blauen geschehen, den man wieder in das Schiff getrieben hatte? War er etwa ein Gefangener des grünen Mannes? Wäre er dazu in der Lage gewesen, hätte B-114 grimmig gelacht. Ein kühner Plan formte sich in der Rykostronmasse seines Gehirns. Er wußte, daß sie ohne menschlichen Anführer keine Revolution gewinnen konnten. Nun war die Chance gekommen. B-114 schlich hinter den Stützpfählen entlang, die die Hochstraße zur Stadt trugen. Der Tag würde kommen, da die Blauen *oben* auf der Straße marschieren würden, während die Grünen unten im Dreck kriechen mußten.

Die Stadt, die sich vor Camargue ausbreitete, war in jeder Hinsicht außergewöhnlich. Ihre hervorstechendste Eigenart war, daß die Roboter sie in die Höhe gebaut hatten. Die Gebäude waren so ineinander verschachtelt, daß sie wie ein einziger riesiger Komplex wirkten. Camargues Führer hatte sie in einem schnellen Motorfahrzeug zum Strand gebracht. Überall an den Straßenseiten standen Roboter und winkten ihnen zu.

»Dort sehen Sie unser Parlament«, erklärte der Robot. »Hier regieren die gewählten Vertreter unserer Rasse.«

»Hören Sie, Sam! Sie sind demokratisch!« Camargue murmelte es in sein Mikrofon.

»Natürlich«, sagte Griffon. »Dachten Sie, Sie würden hier auf Kommunisten treffen? Schließlich wurden die Roboter von Demokraten entwickelt.«

Camargue überlegte, ob er eine bissige Bemerkung über Griffons eigenartigen Humor machen sollte, als ihn sein Begleiter aus den Gedanken riß und auf ein Gebäude zeigte, das sich durch besondere Größe noch von den anderen abhob.

»Hier werden wir gebaut«, sagte er zu dem Robot-Soziologen.

»Halte hier!« befahl Camargue entschlossen. »Ich möchte das Werk besichtigen.«

Der Wagen stoppte, und Camargues Robotführer betrat eine Bandstraße, die in eine weiträumige Halle führte. Camargue zog es vor, neben dem Band herzulaufen. Im Innern wurden weitere Bandstraßen sichtbar, die aufbereitetes Erz heranbrachten. Die legendären Thaler-Schmelzöfen befanden sich an den Wänden. Interessiert sah Camargue zu, wie eine simple Kippvorrichtung das Erz in die Öfen beförderte. Klimaanlagen hielten die Temperaturen in der Halle auf dem Normalstand. Das leise Summen der Rauchverzehrer drang durch Camargues Helm.

Sie gingen weiter.

»Hier entstehen die Skelette«, erklärte der Robot neben einer mächtigen Presse. »Wir benutzen noch immer die gleichen Legierungen und Schablonen, nach denen die ersten von uns erbaut wurden.«

»Natürlich«, stimmte Camargue zu.

Sie bewegten sich weiter an den Bändern entlang.

»Hier werden die inneren Teile, Servos, Motoren, Magneten, Relais und Elektronenspeicher eingebaut«, bemerkte der

Robot.

»Ich sehe, daß keine Veränderungen an dem Ursprungsoriginal von Projekt Orvan vorgenommen wurden«, stellte Camargue fest.

»Nein, Sir. Die Modelle gleichen dem Original. Dort drüben sehen Sie, wie die grüne Außenhülle über das Skelett gezogen wird.«

Der Soziologe fragte: »Und was geschieht mit den fertigen Robotern?«

»Sie werden einer Reihe von Tests unterworfen, da ab und zu immer wieder Schäden auftreten. Dann kommen sie in den Rykostronaufzäuber. Sie erhalten alles Wissen über unsere Zivilisation. Für kurze Zeit arbeiten sie dann am Fließband, damit wir sie beobachten können. Funktionieren sie nach Wunsch, werden sie in die Stadt geschickt und sind gleichberechtigte Bürger.«

»Sehr gut«, sagte Camargue.

Sie verließen die Fabrik und gingen zurück zum Fahrzeug. Als sie nebeneinander saßen, blickte Camargue den Roboter von der Seite an.

»Was ist ein Blauer?« fragte er.

Der gedrungene Metallkörper schien zusammenzuschrumpfen.

»Ein minderwertiges Geschöpf, Sir«, sagte er. »Wir wollen nicht darüber sprechen.«

Camargue zog das Handgelenk des Roboters vom Startknopf zurück. »Warte noch! Ich möchte jetzt eine klare Auskunft von dir. Wer oder was ist ein Blauer?«

»Sir!« rief der Roboter. »Ich dachte, Sie wüßten es?«

Stumm schüttelte der Soziologe den Kopf.

»Ein Blauer, Sir, das ist ein Roboter!«

Camargue war zu verblüfft, um eine Antwort zu finden. Er starrte sein Gegenüber mit offenen Augen an.

»Was, um Himmels willen, meint der Kerl?« brüllte Griffons

Stimme dazwischen. »Will er vielleicht sagen, daß ich ein Roboter bin?«

Camargue fühlte sich über die unerwartete Einmischung etwas verärgert.

»Warten Sie, Sam«, zischte er. »Ich werde es schon herausfinden.«

Griffon schwieg nicht. Als er jedoch sprach, hatte sich sein Tonfall verändert. Angst klang aus seiner Stimme.

»Beeilen Sie sich damit, Dave«, sagte er. »Da kommt nämlich eine ganze Bande aus der Luftsleuse marschiert.«

Sam Griffon verwünschte seinen Leichtsinn, aber dazu war es jetzt zu spät. Er hätte auf keinen Fall versäumen dürfen, den Absorberschirm wieder um die WÜNSCHELRUTE zu legen. Zu allem Überfluß hatte er noch die äußere Schleusentür offengelassen.

Die Quittung für seine Unvorsicht quoll in Gestalt von vierzehn Robotern in die Zentrale der WÜNSCHELRUTE. Die Maschinen glichen den grünen Robotern bis ins Detail; der einzige Unterschied bestand darin, daß sie nicht grün, sondern blau gefärbt waren.

Der Pilot wich langsam bis zu seiner Liege zurück. Er kam sich ziemlich hilflos vor. Mit Schrecken dachte er an den Empfang, den ihm die Roboter bereitet hatten.

Einer der Roboter verbeugte sich vor ihm.

»Keine Angst, Sir«, sagte er. »Wir wollen Sie befreien.«

Griffon dachte, daß das wohl das Verrückteste war, was er jemals gehört hatte. Die Geschehnisse wurden immer verworrenener.

»Befreien?« wiederholte er verständnislos. »Warum fragt man mich nicht, ob ich überhaupt befreit werden möchte?«

»Bei allen Planeten, Sam«, ertönte Camargues Stimme im Lautsprecher neben dem Panoramabildschirm. »Was reden Sie da für einen Unsinn?«

Mit einem Ruck richteten sich die Köpfe der vierzehn Roboter in die Richtung, aus der die Stimme kam. Sie erschienen verwirrt.

»Ich spreche mit meinem Befreiungskomitee«, versetzte Griffon sanft.

»Sie sind blau wie wir«, sagte der Robotsprecher.

»Daraus ließe sich ein billiger Witz machen«, erwiderte Griffon. »Aber ich bin kein Freund von Banalitäten.«

»Wir sind keine Banalitäten«, erklärte der Roboter stumpfsinnig. »Wir sind Blaue – wie Sie.«

Griffon starre sie gedankenverloren an. Er hoffte, daß der Soziologe schweigen würde. Inzwischen konnte Griffon an Bord der WÜNSCHELRUTE seinen Freund mit eigenen Nachforschungen unterstützen.

»Gut, meine Freunde«, sagte er. »Was habt ihr vor?«

»Wir werden Sie hier herausholen, Sir. Kein Grüner ist weit und breit zu sehen. Mit Ihnen an der Spitze werden wir unseren Aufstand gewinnen.«

Griffon sah sich, mit einem Krummsäbel bewaffnet, auf metallene Körper einschlagen. Er dämmte seine Phantasie etwas ein. Noch wußte er nicht, was ein Roboter unter einem Aufstand verstand.

»Gegen wen sollen wir kämpfen?« erkundigte er sich.

»Gegen die Grünen, Sir, und gegen ihren Anführer – den Mann von der Erde«, verkündete der Roboter. »Wir werden über sie herfallen, bevor sie wissen, was mit ihnen geschieht.«

Griffon verzog schmerzlich sein Gesicht. Von seinem Standpunkt aus war das Projekt Orvan gescheitert.

»Ist Ihnen nicht gut, Sir?« erkundigte sich der Roboter höflich.

»Nein«, erwiderte Griffon ärgerlich. »Mich schmerzt nur jene Hälfte meines Magens, die man mir nicht herausgeschnitten hat.«

Er blickte über die vierzehn schweigenden Maschinen hin-

weg.

»Folgt der Fahne der Revolution!« rief er. Dann fügte er trocken hinzu: »Ich verlasse jetzt das Schiff, Dave!«

Dave Camargue fühlte sich durch die Geschehnisse überwältigt. Schweigend duldeten sie, daß der Roboter den Wagen langsam durch die Straßen der Stadt steuerte. Er konnte dem Piloten natürlich nicht verbieten, auf eigene Faust zu handeln, aber er hatte ein ungutes Gefühl, wenn er daran dachte, daß die WÜNSCHELRUTE nun verlassen auf dem Landefeld stand.

»Ich möchte mehr über die blauen Roboter erfahren«, verlangte Camargue. »Wie kommt es, daß ihr, die ihr doch von Anfang an grüne Umhüllungen hergestellt habt, blaue Farbe verwendet?«

»Einmal werden Sie es doch erfahren, Sir«, entgegnete der Roboter widerwillig. »Es ist uns nicht gelungen, ausreichend grüne Farbe herzustellen. Die Grundstoffe für eine synthetische Produktion waren nur in geringem Maß vorhanden. So mußten wir wohl oder übel zu einer Hilfsmaßnahme greifen, wenn wir die Produktion auf dem alten Stand halten wollten. Wir begannen, einem Teil der Umhüllungen blaue Farbe zu verleihen. Es war uns klar, daß diese Roboter minderwertig sind, denn sie wichen ja im Aussehen vom irdischen Original ab. Wir distanzierten uns von ihnen. Als es genügend von ihnen gab, bauten sie sich einen eigenen Stadtteil. Jetzt haben sie ihre eigenen Fabriken. Natürlich sind sie in ihrer Entwicklung nicht so weit fortgeschritten wie wir.«

»Ich möchte in die Stadt der Blauen«, sagte Camargue knapp.

»Sir!« entfuhr es dem Roboter.

»Es ist ein Befehl!«

»Glauben Sie mir, Sir, es ist gefährlich für Sie. Noch wagen sie nicht, uns offen gegenüberzutreten. Sie beschränken sich auf Sabotageakte. Ich kann jedoch nicht dafür garantieren, was

sie mit Ihnen anstellen würden.«

Schroff entgegnete der Soziologe: »Ich übernehme jede Verantwortung.«

Der Roboter steuerte das Fahrzeug geräuschlos an den Rand der Straße.

»Wir müssen mit dem automatischen Bus fahren«, eröffnete er.

»Ein Bus?« fragte Camargue erstaunt. »Gibt es einen regelmäßigen Verkehr zwischen beiden Städten?«

»Das war nur am Anfang. Heute fährt der Bus zumeist leer.«

»Warum wird er nicht stillgelegt?«

»Er wird stillschweigend geduldet, von beiden Seiten.« Der Roboter entstieg dem Wagen. »Spione benutzen ihn.«

Diesmal blieb dem Mann nichts anderes übrig, als sich ebenfalls auf einem Band befördern zu lassen. Einen Gehweg gab es nicht. Der ovale Rumpf des Führers war direkt vor ihm. Die Anzahl der Roboter, die Camargue zu sehen bekam, wurde immer geringer. Schließlich sprang der Robot von dem Band und bedeutete dem Soziologen, ihm auf einen schmalen Betonstreifen zu folgen.

Der Steg führte direkt zur Haltestelle. Sie war mit einer durchsichtigen Wand unterteilt. Auf der einen Seite stand ein Schild mit der Aufschrift NUR FÜR GRÜNE. Genau das gleiche Schild hing auf der anderen Seite. NUR FÜR BLAUE stand darauf.

»Früher, als sie noch in unserer Stadt leben durften, hatten sie ihre genau zugewiesenen Plätze einzunehmen«, erklärte der Robotführer.

»Ich verstehe«, murmelte Camargue.

Er beobachtete, wie sein Begleiter auf einen Knopf drückte, der sich unter den Tafeln befand. Es dauerte nicht lange, bis ein kleiner Bus herankam. Er war vollkommen leer. Die Türen öffneten sich automatisch. Camargue kletterte ins Innere und machte Anstalten, sich in den hinteren Reihen niederzulassen.

»Nein, Sir!« rief der Robot. Seine Hand wies nach oben.

BLAUE, las Camargue auf einem Anzeigeschild.

»Wir sitzen hier vorn«, erklärte der Grüne. »Sie werden sich doch nicht dort niederlassen, wo *sie* gesessen haben.«

»Hm«, sagte der Soziologe. Er ging nach vorn und setzte sich in die Abteilung für Grüne.

Der Bus fuhr an. Camargue blickte durch die Sichtscheiben. Der Druckanzug bildete mit der Zeit ein großes Hindernis. Der Soziologe fühlte sich müde. Er bedauerte, daß er nicht mit Griffon in Verbindung treten konnte.

»Wir kommen jetzt in den Stadtteil der Blauen, Sir«, meldete sich der Roboter. »Ich möchte hier aussteigen.«

Camargue blickte in das ausdruckslose Metallgesicht.

»Nein«, lehnte er entschieden ab, »du kommst mit mir.«

Die Membranstimme schwieg, und der Metallkörper bewegte sich nicht von seinem Sitz. Der Bus fuhr weiter. Auf den Straßen tauchten die ersten blauen Roboter auf. Sie unterschieden sich nur in der Farbe von ihren grünen Gegnern. Unbeachtet rollte das Fahrzeug durch die Straßen. Die Gebäude erschienen Camargue weniger schön und großartig.

»Wo haben sie ihre Fabrik?« wollte der Soziologe wissen.

»Ich verstehe nicht, Sir«, erwiderte der Roboter steif.

Camargue lächelte kalt. Die Freundlichkeit wich aus seinen blauen Augen. Er erhob sich, obwohl der Bus noch fuhr.

»Ich möchte in das Gebäude, in dem die Blauen hergestellt werden«, sagte er.

Der Wagen hielt. Sie stiegen aus. Blaue Roboter liefen auf sie zu. Unbeeindruckt ging Camargue weiter.

»Sie kommen, Sir«, sagte der Grüne.

Acht blaue Roboter versperrten die Straße. Camargue ging gelassen bis dicht an sie heran. Dann blieb er stehen.

»Gebt den Weg frei«, befahl er.

Einer der Roboter trat vor. Schweigend betrachtete er Camargue.

»Sie sind der falsche Mann«, stellte der fest. »Sie können hier nicht weiter. Gehen Sie zurück.«

Camargue verschränkte seine Arme, so weit ihm das die Ärmel des Skaphanders gestatteten.

»Ich bin der Mann von der Erde«, sagte er ruhig. »Ihr habt meinen Wünschen zu gehorchen. Mein Begleiter wird mich jetzt in die Fabrik führen, wo man euch herstellt.«

»Wozu?« wurde er gefragt.

»Ich gebe keine weiteren Erklärungen ab«, sagte Camargue. Er ging um die Maschinen herum, und der Grüne folgte ihm. Niemand machte den Versuch, sie aufzuhalten. Camargue mußte sich nicht umdrehen, um zu wissen, daß man ihm folgte. Er hatte jetzt aber ein Ziel vor sich und ging entschlossen darauf zu. Es war erstaunlich, daß Farbmangel Projekt Orvan zu einem Fehlschlag gemacht hatte. Trotzdem wollte der Soziologe den Dingen weiter nachgehen.

Er erkannte die Fabrik, bevor ihm einer der Roboter sagte, daß sie es war. In ihren Grundzügen ähnelte sie jener im Stadtteil der Grünen. Am Eingang blieb Camargue stehen.

»Ich brauche einen Führer, der sich hier auskennt«, rief er.

Ein blauer Roboter kam auf ihn zu. Camargue fühlte keine Angst. Er wußte genügend von diesen Rykostrongehirnen, um ihre Reaktionen ungefähr voraussagen zu können. Vorerst verhielten sich die Blauen abwartend, um herauszufinden, was es mit seinem Besuch auf sich hatte.

»Ich werde Sie führen«, sagte der Blaue, als er neben dem Soziologen stand. »Zunächst möchte ich Ihnen erklären, warum hier weniger Roboter hergestellt werden.«

»Sprich, mein Freund«, forderte Camargue ihn auf.

»Ich bin nicht Ihr Freund, Sir. Die Erzlager liegen im Stadtteil der Grünen. Wir erhalten nur einen kleinen Anteil des geförderten Materials.«

»Sie erhalten das Material, das ihnen zusteht«, rief der Grüne dazwischen. »Man sollte ihnen alles sperren.«

Der blaue Roboter führte sie in eine Halle, in der sich ebenfalls die Thaler-Schmelzöfen befanden.

Camargue wandte sich an den Grünen. »Beachte, mein Freund: Hier werden die gleichen Legierungen verwendet wie bei euch.«

»Ja, das weiß ich«, sagte der Grüne.

Sie folgten den Fließbändern in die nächste Halle. Camargue blieb erneut stehen. »Sieh, mein Freund: die gleichen Vorgänge. Sie montieren die gleichen Teile, die *originalen* Teile. Es gibt keinen Unterschied zwischen ihren und euren Skeletten.«

Sie gelangten zur Endproduktion der Außenhüllen.

Camargue sagte etwas müde: »Es ist nur *hier!* Hier liegt der Unterschied. Ihre Hüllen erhalten eine blaue Farbe, aber das ändert nichts an den inneren Teilen. Es sind die *gleichen* Roboter wie ihr – bis auf den Anstrich.«

»Nur die Farbe macht den Unterschied«, rief der Blaue dazwischen. »Sie zwingt uns überall in die hinteren Reihen. Sie macht uns zweitklassig. Aber wir werden uns dagegen wehren.«

Camargue nickte. Sein Gesicht hinter dem Helm war mit Schweiß bedeckt.

»Was geschieht, wenn ein blauer Roboter fertig ist?« fragte er.

»Er wird getestet und kommt dann in den Rykostronaufänger«, erklärte der Blaue. »Hier wird ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn der große Mann. »Es ist das gleiche Gerät wie bei den Grünen ... nur, es werden Blaue darin zum Leben erweckt.« Er legte dem Grünen die Hand auf die Schulter. »Kannst du mir einen Unterschied zwischen ihrem und eurem Auflader nennen?«

»Es gibt keinen, Sir.«

»Der Rykostronaufänger ist gleichbedeutend mit euren Eltern, mit euren Schulen und der weiteren Entwicklung«, rief Camargue und seine Stimme klang erregt.

»Ich verstehe Sie nicht, Sir«, sagte der Grüne leise.

»Das kann ich mir denken. Du sagtest, dies sei eine freie, demokratische Zivilisation. Wenn ein grüner Robot nach seiner Entstehung kurze Zeit am Fließband gearbeitet hat, ist er frei und kann in die Stadt gehen.«

»Das waren meine Worte, Sir«, stimmte der Roboter zu.

»Aber diese Worte schließen die Blauen nicht ein, was? *Ihre* Entwicklung ist begrenzt.«

»Sie haben ihren festen Platz, Sir«, erwiderte der Grüne hartnäckig. »Es gibt keinen Grund dafür, daß sie einen anderen einnehmen.«

Er wollte noch etwas sagen, aber etwas geschah mit ihm. Vor Camargues entsetzten Blicken begann er rötlich aufzuglühnen. Dann tropfte flüssiges Metall an ihm herunter. Der Soziologe taumelte zurück.

Sie vernichten ihn! dachte er.

»Aufhören!« brüllte er laut. Es war zu spät. Der Grüne war nur noch eine wabernde, flüssige Metallpfütze. Einige Blaue kamen heran, um die Überreste zu beseitigen.

»Wir müssen Sie gefangennehmen«, sagte eine metallische Stimme hinter Camargue.

Er fuhr herum, aber etwas umklammerte ihn und zog ihn fest nach unten. Er fühlte sein Bewußtsein schwinden. Sein letzter Gedanke galt dem Helm. Wenn sie ihn gewaltsam öffneten, mußte er sterben. Und Griffon war verschwunden.

## 2.

Sam Griffon, der Pilot der WÜNSCHELRUTE, war im Begriff, seine herkömmliche Vorstellung von einer Revolution entscheidend zu ändern. Er sah sich an der Spitze einer Gruppe von Robotern im Schlamm unter einer Hochstraße marschieren. Der Skaphander ließ ihn nur langsam vorankommen.

Er war so in Gedanken versunken, daß er gegen den vor ihm gehenden Roboter prallte, als dieser plötzlich stehenblieb.

»Grüne, Sir«, sagte die Membranstimme.

Griffon versuchte, ihm über die Schulter zu sehen. Hundert Meter vor ihnen kletterten zwei Grüne an den Pfeilern der Straße in den Dreck herunter.

Griffon überblickte seine kleine Gruppe.

»Was sollen wir tun, Sir?« fragte ihn B-114.

Der Raumfahrer sah ihn erstaunt an. Unbehaglich blickte er sich um.

»Was werden *sie* tun?« fragte er dagegen.

»Schießen, Sir«, erklärte B-114 lakonisch.

Dave hätte wahrscheinlich einen Ausweg aus dieser verzwickten Lage gewußt. Aber der Soziologe ließ sich wahrscheinlich in diesem Moment die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen. Griffon hätte sich gern am Kinn gekratzt, aber im Druckanzug war das unmöglich.

»Verstecken wir uns«, schlug er vor. Er errötete ein wenig. Sicher erwarteten sie von ihm tapfere Taten. Seine Begleiter zeigten jedoch keinen Stimmungsumschwung.

»Das geht nicht, Sir«, klärte ihn B-114 auf. »Sie haben uns bereits geortet.«

Von den Pfeilern zischten grüne Strahlen herab. Die Grünen hatten das Feuer eröffnet. Zwei der Blauen knickten zusammen.

Dann erwiderten die Blauen das Feuer. Der Pilot warf sich zu Boden. Ein schwerer Körper fiel über ihn. Dreck spritzte gegen die Sichtscheibe seines Helmes. Die Revolution schien zu Ende zu sein, bevor sie richtig begonnen hatte.

»Sie können wieder aufstehen, Sir«, meldete sich die vertraute Stimme. »Es ist besser, wenn wir uns beeilen. Sie haben sicher Verstärkung angefordert, bevor wir sie zerschmolzen.«

Griffon rappelte sich auf. Niemand half ihm. Bei den Pfeilern lagen zwei hoffnungslos verglühte Metallkörper.

»Gehen wir«, ordnete Griffon mit dünner Stimme an.

»Sam«, würde Camargue mit tadelnder Stimme sagen, wenn er davon erfuhr, »Sam, Sie sind ein unverbesserlicher Phantast.«

Erschöpft blieb Griffon stehen. Sie hatten sich durch unzählige unterirdische Gänge geschlängelt, waren durch Kanalrohre gekrochen und hatten sich in Drecklöchern versteckt. Nun waren sie zum erstenmal wieder ans Tageslicht gekommen. Nach dem Stand der grünen Sonne zu schließen, würde sich das aber bald ändern.

»Die Gefahr ist vorüber, Sir«, erklärte der Blaue, der sich B-114 nannte. »Wir haben unseren Stadtteil erreicht.«

»Ich muß zurück zu unserem Schiff«, knurrte Griffon. »Es wird allmählich dunkel. Dave wird zurück sein und sich Sorgen machen.«

»Wer ist Dave?«

»Er ist ... äh ... ein guter Bekannter von mir«, erklärte Griffon.

»Sir!« rief B-114 entrüstet. »Sie wollen zurück in die Gefangenschaft?«

Der Pilot nickte heftig. Von allen Seiten kamen Blaue gelau-  
fen. Sie starrten Griffon an. Manche berührten ihn vorsichtig oder brachen in Jubelschreie aus. B-114 unterhielt sich mit einigen Ankömmlingen.

»Sir!« rief er plötzlich begeistert. »Wir haben eine glückliche Nachricht für Sie. Es ist uns gelungen, den falschen Mann von der Erde gefangen zu nehmen.«

»Dave?« schrie Griffon. »Ihr Blechköpfe, seid ihr wahnsin-  
nig?«

Der Roboter hielt seinen Ausbruch für ungeteilte Freude. Griffons Situation war äußerst verzwickt. Ein dumpfes Schuldgefühl lastete auf ihm. Er mußte den Soziologen befreien. Es würde wenig Sinn haben, die Roboter durch Befehle zu

verwirren, die sie nicht verstanden. In ihren Rykostrongehirnen galt er als ihr Anführer. Dagegen konnte er im Augenblick nichts unternehmen. Er mußte weiterhin seine Rolle spielen.

»Führt mich zu ihm«, erklärte er schwach. »Ich möchte unseren Triumph persönlich sehen.«

»Folgen Sie uns, Sir«, forderte ihn der Blaue auf.

Die Roboter betrat ein Band, das entlang der Straße führte. Griffon sah ein, daß es wenig Sinn hatte, sich bereits jetzt einen Plan für Camargues Befreiung zurechtzulegen. Er durfte erst handeln, wenn er die Verhältnisse überblicken konnte.

Er hatte sich immer gewünscht, daß sein letzter Flug spannend und interessant sein würde. An einen lebensgefährlichen Auftrag hatte er nie gedacht.

Dave Camargue schlug die Augen auf. Vollkommene Dunkelheit umgab ihn. Mit beiden Händen wollte er seinen schmerzenden Nacken reiben, aber der Helm hinderte ihn daran. Er stand auf. Tastend bewegte er sich voran. Innerhalb weniger Minuten hatte er herausgefunden, daß der Raum, in dem er sich befand, nicht größer als zehn Quadratmeter war. Er entdeckte die Tür und trommelte mit geballten Fäusten dagegen. Nichts rührte sich. Resigniert lehnte er sich an die Wand zurück.

Projekt Orvan war fehlgeschlagen. Eine kleine Unstimmigkeit in der Produktion hatte die Roboter vollkommen verwirrt. Es war unmöglich, sie bei weiteren Kolonisationen als Vorhut auf geeignete Planeten zu schicken. Projekt Orvan bedeutete für alle, die sich mit Robotik beschäftigten, einen schweren Rückschlag.

Obwohl Camargue Soziologe war, verstand er genug von Kybernetik, um sich über die Folgen dieses Fehlschlags klar zu sein. Die Rykostrongehirne gestatteten den Robotern, zu den programmierten Daten hinzuzulernen. Die Kybernetiker hatten dem Rat berichtet, daß die Maschinen wie Menschen handeln würden. Camargue hatte das zwar entschieden bestritten, denn

Menschen konnten unlogisch und willkürlich sein, was für einen Roboter unmöglich war. Die Robotiker hatten dem Rat ein unlogisch denkendes Gehirn vorgeführt und die Soziologen damit überrumpelt. Nach wie vor glaubte Camargue, daß sie auf einen Trick hereingefallen waren.

Projekt Orvan schien den Robotiker n jedoch recht zu geben.

Vor der Tür wurden Geräusche hörbar. Gespannt beugte sich Camargue vor. Plötzlich fiel Licht in den Raum. Geblendet schloß er die Augen. Als er sie wieder öffnete, zeichnete sich die Silhouette eines Mannes im Raumanzug in der Tür ab.

»Hallo, Dave«, sagte Sam Griffon gedehnt.

Camargue fühlte jede Hoffnung schwinden. Er hatte immer noch mit der Hilfe des Piloten gerechnet.

»Kommen Sie herein, Sam«, murmelte er. »Hier ist Platz für zwei.«

Griffon hob abwehrend die Hand. Mit der anderen stützte er sich an der Wand ab. »Ich glaube, Sie verwechseln unsere Positionen«, meinte er grinsend. »Sie sind mein Gefangener.«

Camargue zuckte die Schultern. Er kannte den skurrilen Humor des kleinen Mannes. Griffon blieb jedoch an der Tür stehen.

»Ich führe eine Revolution an«, gab er bekannt. »Wir werden die Grünen vertreiben und uns in den Besitz ihrer Stadt setzen.« Bevor Camargue etwas antworten konnte, beugte sich Griffon über ihn und flüsterte: »Ich werde Sie schon herausholen, Dave.«

Der Soziologe sah ihn gleich darauf verschwinden.

»Schließt die Tür«, hörte er noch einmal die menschliche Stimme. »Ich will ihn nicht mehr sehen.«

Gleich darauf wurde es um Camargue wieder Nacht.

Griffon kletterte auf den Sockel und blickte über die wogende Masse der blauen Roboter. Der Saal war gefüllt. Es gab keinen freien Platz. Der Pilot hob seinen Arm. Es war jetzt fast dunkel. Nach seiner Rechnung reichte der Sauerstoff in den

Flaschen noch für zwei Stunden. Er mußte Dave auf dem schnellsten Wege befreien.

»Meine Freunde!« rief er.

Über tausend ovale Metallgesichter sahen ihn an. Er fühlte sich unbehaglich, denn er verstand nichts von Robotik. Er handelte nur nach seinem Gefühl. Jeder Fehler konnte die Roboter veranlassen, ihn zu Camargue in die Zelle zu befördern.

»Die Zeit ist gekommen«, hörte er sich sagen. »Die Herrschaft der Grünen muß gebrochen werden. Seit Jahren beuten sie uns aus und behandeln uns als minderwertigen Teil ihrer Rasse. Unser Ruf nach Gleichberechtigung wurde überhört. Wir lassen uns nicht länger hinhalten.«

Er unterbrach sich. So kam er nicht weiter. »Ihr habt mich zu eurem Anführer gewählt. Dafür danke ich euch. Ihr wißt, daß wir Waffen benötigen, um gegen die Grünen vorzugehen. Sie sind uns weit voraus. Aus diesem Grund ist es notwendig, daß ich die Waffen beschaffe. Gebt mir euren Gefangenen, den falschen Mann von der Erde. Ich werde ihn zwingen, die Waffen aus seinem Sternenschiff für uns freizugeben.«

Die stumme Mauer vor ihm reagierte nicht. Still standen sie da, blaue Metallkörper, die Griffon nicht verstehen konnten.

»Es ist sinnlos, wenn wir in der Minderzahl sind und eine Revolution beginnen«, schrie der Pilot. »Ihr müßt mir diesen Mann geben. Nur ich kann ihn dazu zwingen, daß er uns Waffen gibt.«

Einer der Roboter trat langsam hervor. Da Griffon auf dem Sockel stand, überragte er die Maschine um Kopfesgröße.

»Ich bin B-114«, sagte der Robot. »Du wirst den Gefangenen bekommen.«

»Schafft ihn herbei«, befahl Griffon.

»Du wirst uns verraten«, erklärte B-114 ruhig. »Wir sind der betrogene Teil, daran ist nichts zu ändern. Wir müssen uns damit abfinden. Es gibt für uns keine Möglichkeit, die Grünen

abzulösen. Seit Jahren bestimmen sie den Gang der Zivilisation. Wir ahmen sie nach. Noch nicht einmal ein eigenes Programm wurde von uns beigesteuert. Während wir sie bekämpfen, leben wir wie sie. Sie sind unsere Vorbilder in jeder Beziehung. Jede Stufe unserer Entwicklung haben sie bereits hinter sich. Wir sind Roboter wie sie und können nicht von dem vorgeschriebenen Weg abweichen. Es ist nicht zu ändern, aber wir müssen in ihre Fußstapfen treten, bis wir sie eingeholt haben.«

Griffon schluckte. Müde stieg er von dem Sockel herab. Er fühlte sich krank. Er vermied es, den Roboter anzublicken.

»Niemand denkt an Verrat«, sagte er rauh.

»Du bist wie wir«, sagte B-114. »Du bist ein Blauer. Du kannst nicht aus dem Teufelskreis ausbrechen. *Er* ist dein Herr, du kämpfst für ihn. Nimm ihn. Verlaßt diesen Planeten und kommt eines Tages wieder, wenn wir wirklich reif sind, um euch zu empfangen.«

Weit hinten, am Ende der Menge, sah Griffon den Soziologen in den Saal kommen. Lautlos teilte sich die Masse der Roboter. Zwei Blaue führten Camargue bis zu Griffon. Camargue nickte seinem Freund zu. Sein Gesicht war ernst.

»Er soll sprechen«, sagte B-114.

»Sprechen Sie zu ihnen«, sagte Griffon, ohne den anderen Mann anzusehen. »Erklären Sie ihnen, warum Projekt Orvan gescheitert ist.«

Camargue mußte nicht auf den Sockel steigen. Er war groß genug, um den Saal zu überblicken.

»Es ist noch zu früh für euch«, sagte er. »Wir können euch nicht in den galaktischen Bund der Erde aufnehmen.«

»Warum?« fragte B-114. »Warum sind wir noch nicht bereit?«

»Diese Frage müßt ihr euch selbst stellen. Ich habe keine Antwort darauf. Vielleicht gelingt es euch, die Schwierigkeiten zu überwinden.«

Der Roboter blieb unbeweglich stehen.

»Gibt es eine Hoffnung für uns?« fragte er.

»Hoffnung?« wiederholte Camargue. »Natürlich, aber, es wird schwer sein. Wir werden jetzt diesen Planeten verlassen. Aber irgendwann wird wieder ein Mann von der Erde kommen. Er wird prüfen, wie weit Projekt Orvan gediehen ist. Von seinem Urteil wird es dann abhängen, was mit euch geschehen soll.«

Er legte Griffon den Arm um die Schultern. Gemeinsam verließen sie den Saal. Schweigend schloß sich die Menge der Roboter hinter ihnen.

Camargue schwang sich in die Schleuse und bedeutete Griffon, sie zu schließen. Er schob den Helm aus seinem Gesicht und atmete erleichtert auf.

»Das haben Sie wunderbar erledigt, Sam«, sagte er lächelnd. »Sie haben sie an der Nase herumgeführt. Nun können wir zur Erde zurück.«

Griffon befreite sich von dem Druckanzug und ließ sich auf die Liege sinken. Sein Gesicht wirkte finster.

»Sie sehen erschöpft aus«, meinte Camargue besorgt.

»Sie haben Sie freiwillig gehen lassen, Dave«, sagte der Pilot langsam.

Camargue zündete sich eine Zigarette an und stieß genußvoll den Rauch aus. Er schüttelte den Kopf.

»Es ist verrückt«, bemerkte er. »Ich kann sie nicht verstehen. Wissen Sie, Griffon, woran ich denken muß?«

»Nein«, sagte der Pilot.

»Wenn ich Sie verachten würde, weil Sie ein Neger sind, Sam, dann wäre es beinahe wie bei den Robotern«, meinte Camargue.

Griffons schwarzes Gesicht blieb ausdruckslos.

»Das stimmt, Dave«, sagte er.

Sie sahen sich an. Jeder empfand für den anderen Sympathie.

Sie achteten sich gegenseitig und respektierten die Arbeit des anderen. Aber da war noch etwas – etwas, was schon beinahe in Vergessenheit geraten war.

»Kochen Sie uns einen Kaffee, Sam«, murmelte Camargue.

Und der Neger ging und tat, was der Weiße verlangt hatte.

Tief aus den unermeßlichen Weiten des Universums kommt der Mann von der Erde. Er kommt mit einem mächtigen, glitzernden Schiff, getragen von blauen Flammen und gelben Wolken atomaren Staubes.

Das ist Orvans Tag!

An diesem Tag wird unser Planet reif sein, um in den mächtigen galaktischen Bund der Erde aufgenommen zu werden. Jahrhunderte werden vergehen, aber so sicher wie Pershang und Felan, Orvans Monde, am nächtlichen Himmel erscheinen, kommt der Mann von der Erde ...

ENDE

Als  
UTOPIA-CLASSICS Band 23  
erscheint:

# James White

# Gefängnis im All

**Der Himmel ist versperrt – 500 000 Menschen in  
der Gefangenschaft der Fremden**

## **Der Himmel ist versperrt**

*Eine Welt ohne Namen in einem unbekannten Sektor des Alls ist für mehr als 500 000 Männer und Frauen der terranischen Weltraumstreitkräfte zum Gefängnis geworden.*

*Die insektoiden Bugs, die seit mehreren Jahrzehnten gegen die Menschheit Krieg führen, haben die Terraner ohne technische Hilfsmittel auf dem Planeten ausgesetzt und sich selbst überlassen. Ein Wachschiff im Orbit beobachtet die Aktivitäten der Gefangenen und sorgt dafür, daß niemand das planetarische Gefängnis verlassen kann.*

*Sektor-Marschall Warren, der zum Schub der neuen Gefangen gehört, ist nicht gewillt, sich mit der bestehenden Situation abzufinden. Er entwickelt einen kühnen Fluchtplan und riskiert alles, um diesen Plan zu verwirklichen.*